



Inhalt: Gedicht (mit Abbildung). Von M. Grundschöffe. — Leukothea. (Schluß.) — Die Stiefeletten der Miß Millicent. Von Helene v. Götzendorff-Grabowski. — Der Schwarzwald (mit Abbildungen). Von Rosenthal-Bonin. — Dornröschen. Von F. Giddemann. — Intime Briefe. VII und VIII. — Die Mode (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Wirtschaftspaubereien (mit Abbildungen). — Schach. — Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 10 Seite 192. — Vier Bilderräthsel. — Räthsel-Aufgabe Nr. 3. — Auflösung des Rebus Seite 208. — Auflösung des magischen Buchstaben-Quadrats Seite 208. — Schachcorrespondenz. — Correspondenz. — Farbige Kunstblätter für Buntstickerei. — Illustrirte Coiffüre.



1. a liegt die Brigg als Wrack am Strand,
Seit Monden schon ein Spiel der Wellen,
Tief in den Sand hineingerannt,
Wo Sturm und Fluth sie ganz zerschellen.

2. Sie zogen aus im Frühlinglicht,
Sie kehrten heim im Herbstesturme,
Sie sahen durch die Nebel nicht,
Des Lichtes Strahl vom hohen Thurme.

3. Es war ein wilder Wogentanz,
Die Möven kreischten auf, voll Bangen,
Kein Sternlein schien mit mildem Glanz,
Kein Mond war leuchtend aufgegangen.

4. Es heulten schaurig See und Wind,
Die Wellen stürmten an die Dünen;
Zum Loosjen flehten Weib und Kind,
Sich nicht zur Ausfahrt zu erkühnen.

5. Zu finster war die wilde Nacht,
Ein Rettungswerk nicht zu vollbringen,
Erst als der Morgen aufgewacht,
Ließ ruh'n der Sturm die mächt'gen Schwingen.

6. Da eilten sie hinaus an's Meer;
Gar Manchem war in's Herz gedrungen
Der Hilferuf vom Westen her,
Der wie ein Todesschrei geklungen.

7. Nun war's zu spät! da lag im Sand
Als Wrack die Brigg, ein Spiel der Wellen,
Tief in den Sand hineingerannt,
Wo Sturm und Fluth sie ganz zerschellen.

8. Wo ist die Mannschafft, die mit Sang
Und frohem Klang hinausgefahren?
Du wilde See, die sie verschlang,
Willst Du es nimmer offenbaren?

9. Und wo bist Du, mein Kapitän,
Der einst so frühlich ausgezogen?
Gar vieler Augen nach Dir spä'n,
Und jedes Herz war Dir gewogen.

10. Die schöne Braut verlangt nach Dir
Voll Herzensangst, sie sucht am Strande.
Da schreit sie auf! er liegt vor ihr
Im aufgewühlten, nassen Sande.

11. Die Hand noch fest auf's Herz gepreßt,
Das längst schon ausgehört zu schlagen,
Hielt dort ein frommes Büchlein fest,
Darinnen trockene Rosen lagen.

12. Die Rosen, die sie einst ihm gab
In hoffnungreicher Abschiedsstunde,
Die nahm er mit sich in sein Grab,
Sie brachten ihr die letzte Kunde.

13. In's stille, grüne Düenthal
Da haben sie ihn hingetragen,
Ihr Haar ward weiß mit einem Mal,
Und nie mehr wollt' es in ihr tagen.

14. Und sieh, es konnte keine Macht
Aus tiefem Sand das Wrack dort ziehen,
Doch drinnen, in des Schiffes Nacht
Lebend'ge Meeresrosen blühen.*

Leukothea.

Eine Erzählung aus altrömischer Zeit. (Schluß.)

Kaum hatte Severus der Kaiserin Folge geleistet, als Macrinus eintrat. Keine Bewegung war auf seinem Gesichte zu lesen, eben so wenig in den Zügen Nonia Celsa's oder in denjenigen des Arztes. Zu jenen Zeiten der Tyrannei war man in Rom Meister in der Kunst, sich zu verstellen. Die Gefahren und der Verrath, welche Jeden unaufhörlich umschwebten, verliehen die traurige Fertigkeit, die Gedanken zu verbergen und jede Regung in das tiefste Innere zurückzudrängen. Ein mattes Lächeln auf den Lippen, ließ sich der Kaiser vor dem Bette der Kaiserin auf die Knie nieder. In diesem Augenblicke sah ihn Leukothea von der Schwelle des anstoßenden Zimmers aus und vermochte ihre Ueberraschung nicht zu bemessen. Ihr Vater, der Gladiator, erschien vor ihren Blicken mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet, die Stirn mit dem Diadem geschmückt. Die römischen Kaiser hatten nach der Eroberung des Orients diese Sitte angenommen und trugen das geweihte Stirnband als Symbol der höchsten Macht. Ein Schrei wollte ihren Lippen entfahren, aber ihre Mutter, schnell Alles begreifend, preßte ihr die Hand, welche sie in der ihrigen hielt. Nichts störte also die tiefe Stille in dem Gemache der Kaiserin, nur das leise Knitern der Tunika des Macrinus und das leichte Klirren seines Dolches, der gegen das goldene Geheiß schlug, war vernehmbar. Leukothea schloß die Augen, um sich nicht zu verrathen. Calpurnia ließ die Hand ihrer Tochter nicht fahren und bewahrte die den Orientalen eigenthümliche Ruhe; ohne das Glänzen ihrer dunklen Augen hätte man sie für eine jener bronzenen, mit einer Tunika aus weißem Marmor bekleideten Statuen halten können, welche die Künstler jenes Jahrhunderts mit Vorliebe schufen. Der Arzt rollte langsam ein Papyrus-Blatt auf, während Macrinus und Nonia Celsa einander mit Lächeln belogen und Worte geheuchelter Liebe mit einander tauschten.

„Die unsterblichen Götter scheinen Dir endlich die Gesundheit wieder zu schenken,“ sagte der Kaiser. „Ich werde dem göttlichen Aesculap morgen eine Hekatombe zum Danke opfern lassen.“

„Aesculap hat ein Wunder an mir gethan,“ antwortete sie. „In Form der Schlange, welche Du dort zu meinen Füßen in jenem Korbe siehst, ist er vom Himmel herabgestiegen, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit hat sie mir gebracht.“

So sprechend, ließ sie die Schlange an ihrer Brust heraufkriechen und gab zu gleicher Zeit Leukothea den Befehl, hereinzutreten.

Macrinus schien die junge Afrikanerin und ihre Mutter zum ersten Male zu sehen. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf sie.

„Nur mein Arzt versteht die Sprache dieser beiden Frauen,“ fuhr Nonia Celsa fort. „Aber Du, Du wirst Dich ebenfalls leicht mit ihnen unterhalten können, denn sie kommen aus Afrika, dem Vaterlande Deiner Ewigkeit, aus —“

„Ich habe kein anderes Vaterland als Rom,“ sagte Macrinus.

„Das heißt als Kaiser gesprochen! Indes darf so viel Heroismus die Gefühle des Vaters und Gatten in Deinem Herzen nicht ersticken. Verbanne alle Scheu, ewiger Kaiser! ich weiß, welche Bande Dich an jene beiden Frauen ketten — um Dich mit ihnen zu vereinen, habe ich sie in meinen Palast kommen lassen.“

M. Grundschöffe.

* Die Seerosen (Mollusken) finden sich an großen Wracken an der Nordsee in besonderer Schönheit.

Obwol Macrinus in den langen Jahren, die er als Sklave gelebt, Übung genug gewonnen, seine Gefühle zu verheimlichen, so konnte er doch ein leises Schauern nicht unterdrücken.

„Sei ohne Furcht und habe Vertrauen zu mir, meine Stunden sind gezählt, ich weiß es. Ehe zwei Tage ver-rinnen, wird dasselbe Grab die Kaiserin und ihren treuen Arzt aufnehmen. Bewunderungswerther Diener, der seine Herrin nicht überleben mag!“ fügte sie mit teuflischem Gelächter hinzu. „Ich muß einen Beschützer haben für meinen Sohn. Der Gedanke an die Waise, die ich auf Erden zurücklassen muß, ohne andere Stütze als Dich, stößt mir Interesse für die Waise ein, welche das Mitleid der Götter mir in den Weg führte. Im Angesicht des Grabes vergesse ich alle Eifersucht und die menschlichen Leidenschaften. Werde ein Vater für Diadumenius, ich will eine Mutter für Deine Tochter Leukothea sein.“

Während sie so sprach, zerfleischte Zweifel Macrinus' Seele, folterte ihn eine gräßliche Ungewißheit.

„Du zweifelst an meinen Worten des Friedens und der Verzeihung,“ fuhr sie fort. „Das junge Mädchen ist vertrauensvoller, bezeigt mir schon Anhänglichkeit und weist die Liebkosungen ihrer Adoptiv-Mutter nicht zurück.“

Sie winkte Leukothea, sich an ihr Bett zu setzen und strich ihr sanft über das schöne Haar.

„Reise nach Afrika! Führe Mutter und Tochter mit Dir fort, ich werde mit Diadumenius in Rom bleiben. Während Du den ehrgeizigen Bestrebungen des Heliogabalus und der Moesa ein Ende machst, halte ich Rom und Italien für Dich in Gehorsam. Unsere Trennung wird auf ewig sein und niemals siehst Du die sterbende Nonia Gelsa wieder. Lebe wol! Sei glücklich mit Deiner Tochter!“

Sie neigte sich gegen Leukothea und zog sie umarmend an sich. Dann unwickelte sie die Hand mit den Falten ihres Gewandes, nahm die Schlange aus dem Drathjack, legte sie um den Hals der jungen Afrikanerin und sagte: „Hier meine Tochter, nimm Deinen treuen Begleiter mit Dir und lasse ihn Dir ein Andenken an die Kaiserin sein.“

Leukothea hob die Hand, um das Reptil zu liebkosen. Plötzlich stieß sie einen Schrei des Schreckens aus und schüttelte die Hand, auf der einige Blutstropfen erschienen; die Schlange hatte sie gebissen.

„Es ist Nichts! Es ist Nichts!“ sagte die Kaiserin. „Ich habe unvorsichtiger Weise die Schlange gedrückt und sie rächt meine Ungeschicklichkeit nun an Leukothea.“

Während sie noch so sprach, brach eine zweite Schlange aus dem Korbe hervor, in welchem sie zusammengekauert gelegen hatte und schoß zischend auf das Thier zu, das Leukothea gebissen hatte. Das war die echte Schlange, die mit einem Satz den Kopf ihrer Feindin mit dem Rachen packte und ihn mit ihren scharfen Zähnen zerbiß, ohne daß die Gegnerin im Stande gewesen, Widerstand zu leisten.

Nachdem sie diesen Racheact mit Gedankenschnelle vollendet, ringelte die Schlange sich zusammen und sandte zornig zischend ihre Blicke umher. Dann sah man sie zum Lager der Kaiserin kriechen und unter die Purpurdecke gleiten, welche über das Bett gebreitet war.

Währenddessen hatte sich Calpurnia verzweiflungsvoll auf ihre Tochter gestürzt und versuchte durch Saugen das Gift aus der Wunde zu entfernen; Macrinus unterstützte sie in ihrem Bemühen. Nonia hatte sich in die Höhe gerichtet, um das Wert ihrer Rache zu betrachten, plötzlich sah man sie zurückfallen und hörte das dumpfe Köcheln ihrer Stimme.

Die Ohnmacht der Frau benutzend, trat der Consul hervor und raunte dem Kaiser zu. „Bei meinen Ahnen! der Biß dieser Schlange ist nicht giftig, Deine Tochter läuft nicht die mindeste Gefahr. Reise nach Afrika ab! Bringe das Meer zwischen Dich und Nonia Gelsa. Pferde und eine Sänfte erwarten Dich. Alles ist für Eure Flucht bis zu einem nahen Hafen vorbereitet, wo ein Schiff gleich nach Eurer Ankunft in See gehen wird. Schleppe Diadumenius als Geißel fort; ich werde den sinnlos Betrunknen herbeibringen lassen. Reise und fürchte das Loben der Kaiserin nicht. Siehe, hier habe ich ein Decret, von ihr und Diadumenius unterzeichnet, das mir den Oberbefehl über sämtliche Truppen in Italien verleiht.“

Macrinus blieb keine Wahl; er umschlang seine Tochter und zog sie fort, ihm nach gingen Calpurnia und der schwarze Sklave des Consuls, der sie auf Umwegen zu einem geheimen Ausgange aus dem Palaste führte.

Severus hatte gehalten, was er versprochen. Eine verdeckte Sänfte, vor der Catulus Wache hielt, stand nahe der Pforte, zum Abfahren bereit; sie stiegen ein, und im nächsten Momente jagte die Pferde mit ihnen davon. Severus' Vorkehrungen bewährten sich vorzüglich. Als sie Beji erreicht hatten, spürte Leukothea kaum noch Etwas von der Wunde, welche das Reptil der Kaiserin ihr beigebracht und ihre eigene geliebte Schlange schmiegte sich an ihre Brust.

In Beji schiffte Macrinus sich nach Afrika ein; mit sich nahm er den fast blödsinnigen Diadumenius, der nicht einmal fragte, wohin man ihn bringe und der sich Tags über

damit beschäftigte, Würfel zu spielen oder sich in Falerner zu betrinken.

Im Augenblicke, wo Macrinus das Gemach der Kaiserin verlassen, traten der Consul und der Arzt an das Bett der Bewußtlosen. Sie hatten zwar gesehen, daß die Schlange aus dem Bette hervorgestürzt war, um sich mit ihrer Herrin zu vereinigen, aber dies ihre besondere Aufmerksamkeit nicht erregt. Plötzlich rief der griechische Arzt aus: „Die Kaiserin ist todt! Die Schlange hat sie erwürgt! Erlauchter Consul, sieh den dunklen Ring um den Hals Nonia Gelsa's!“

„Du hast Recht! Die Schlange hat ihre Herrin gerächt. Sie war treu. Höre mich! Ahme das Beispiel dieses Thieres nach, sei treu und eine unermessliche Belohnung wartet Dein. Wenn Du mich verräthst, erfülle ich das Gebot der Kaiserin, Dich mit ihr in dasselbe Grab zu legen; wenn Du mir gehorsam dienst, winken Dir Freiheit und Reichthum — wähle!“

„Ich will gehorchen.“ Severus brach mit seinem Dolch die Kette, welche den Griechen an das Bettgestell fesselte.

„Noch eine Woche lang darf Niemand in Rom weder den Tod dieses Weibes noch die Abreise des Kaisers erfahren. Sobald Macrinus Afrikas Gestade erreicht und den Befehl über die Armee wieder übernommen hat, sobald er den Entscheidungskampf mit Heliogabalus begonnen und nicht daran denken darf, nach Italien zurückzukommen, dann erst werden wir den Tod Nonia Gelsa's verkünden. Bis dahin wird ihr Ring uns dazu dienen, alle Edicte zu besiegeln, die zu erlassen wir für gut finden; ich besitze einen Sklaven, der sich trefflich darauf versteht, Unterschriften täuschend nachzumachen.“

„Für wen nimmst Du Partei in dem Kampfe zwischen Macrinus und Heliogabalus?“ fragte der Arzt.

„Ich lasse sie ihren Streit unter sich ausmachen.“

„Und wenn das Glück entschieden hat?“

„Folge ich dem Sieger.“

„Du machst also nicht Anspruch auf die Herrschaft? Warum verteidigst Du nicht Macrinus, der in Deinen Händen nur ein williges Werkzeug gewesen wäre?“

„Du weißt also nicht, daß die kleinste Wolke die Sonne verdunkelt und ihrem Lichte zu scheinen verbietet? Ich will ohne Wolken glänzen.“

Der Arzt verneigte sich.

„Aber genug der Worte! Kraft Deiner Autorität als Arzt verbietest Du allen Sklaven Nonia's, dieses Gemach zu betreten und bedrohst sie mit dem Tode, wenn sie den Schlummer ihrer Herrin zu stören wagen. Ich werde meinerseits die nöthigen Vorkehrungen treffen, damit Niemand die Abwesenheit des Macrinus ahne. Lebe wol! und vergiß nicht, daß drei Worte Dein Schicksal enthalten: Tod! oder Freiheit und Reichthum.“

Der Arzt verneigte sich abermals und Severus ging.

Alles erfüllte sich nach dem Willen des Consuls, Niemand verrieth sein Geheimniß. Die Einen dienten ihm um Gold, die Andern aus Ehrgeiz, die Meisten aus Furcht. Er übte absolute Gewalt in Rom aus, vernichtete die, welche sich nicht mit ihm verbinden wollten und überhäufte die mit Wohlthaten, die ihm freiwillig folgten.

An dem Tage, da die Acta diurna dem erstaunten Rom den Tod Nonia Gelsa's, sowie die Abreise des Kaisers und des Diadumenius mittheilten, blieb in der Hauptstadt des Reiches und in ganz Italien Alles ruhig.

Der Pomp und das Schauspiel der Apotheose Nonia Gelsa's waren die einzigen Dinge, welche das Interesse, aber auch die Frivolität der Römer wach riefen. Den Nachkommen des alten Cato lag wenig daran, unter welchem Herrn sie lebten, vorausgesetzt, daß das Joch sie nicht zu arg drückte und die Spiele im Circus ihnen die Langleweiligkeit vertrieben. Die Apotheose einer Kaiserin schien ihnen noch über die Gladiatorenkämpfe in der Arena zu gehen, weil die Pracht einer solchen weniger oft wiederkehrte. Eine ungeheure Menge strömte daher gierig zur öffentlichen Ausstellung der göttlichen Nonia Gelsa, die auf einem Bett von Elfenbein und Purpur in der Vorhalle des kaiserlichen Palastes lag. Es war aber nur eine Todtenmaske aus Wachs, die man den Neugierigen zum Besten gegeben hatte; der Leichnam selber ruhte in einem Todtenkleide aus präparirter Leinwand, das die Verwesung aufhielt, im Innern des Katafalks. Das Wachsgesicht trug den leidenden und bleichen Ausdruck, welchen eine schwere Krankheit ausprägt. Junge Sklavinnen mit nackten Armen und Füßen wedelten mit langen Fächern aus Pfauenfedern die Fliegen von der Todtenmaske, während ältere Damen, ohne Fuß, ohne Schmuck, in langen herunterhängenden Gewändern, finster und schweigend neben dem Ehrengrabmal saßen.

Als der Tag der Bestattung herangekommen war, begaben sich die Consuln in den kaiserlichen Palast und ließen den Katafalk, welcher den Leichnam Nonia Gelsa's und die Wachsmaske enthielt, auf eine prächtige Bahre heben, die von vierzig Soldaten der Leibgarde getragen wurde. Der Zug setzte sich mit blendendem militärischem Gepräge in Bewegung. Zwei goldene Bildsäulen der Verstorbenen wurden

hinter dem Katafalk hergeführt, die eine auf einer Tragbahre, die andere in einem Triumphwagen. Chöre schöner Knaben und junger Mädchen sangen Oden zu Ehren der todtten Kaiserin. Die Senatoren und die Ritter, welche folgten, trugen eiserne Ringe am Finger anstatt der goldenen, der Auszeichnung ihres Standes.

Auf dem Marsfeld erhob sich ein Tempel aus wolriechendem Holze, in dessen Innern leicht brennbare Stoffe aufgehäuft lagen. Dahinein wurden die sterblichen Reste Nonia Gelsa's gestellt. Auf ein gegebenes Zeichen zündeten die Centurionen, Alle zugleich, ihre Fackeln an, und im nächsten Augenblicke schlug eine ungeheure Flamme zum Himmel empor. Bald war nur noch ein Aschenhaufen übrig, aus welchem Severus selbst und Quintus Dvilius, den er bezwogen hatte, die Function als Consul zu übernehmen, das unverbrennliche Leichentuch aus Asbest, welches die Ueberreste der Kaiserin enthielt, herausholten.

Als Alles vorüber war, legte Severus seinen Arm in den seines früheren Zechcumpan's.

„Lieber Consul,“ sagte er. „Noch zwei Apotheosen und ich werde Kaiser sein! Daß doch die unsterblichen Götter recht bald den ewigen Macrinus und den göttlichen Heliogabalus unter sich aufnehmen mögen!“

Severus täuschte sich nicht. Macrinus stand bereits am Rande des Unterganges. Als er zur Armee kam, fand er die ungünstigsten Verhältnisse für sich vor. Nahe Antiochia stieß Heliogabalus mit ihm zusammen und besiegte ihn nach erbittertem Kampfe. Selbst nur von einigen Getreuen gesichert, sah Macrinus, wie Diadumenius vor seinen Augen erschlagen wurde. Mit Frau und Tochter floh er weiter und es gelang ihm, verkleidet nach Chalcedonien zu entkommen. Er hoffte unbeachtet und verschollen bei Catulus und Leukothea, die er einander verlobt, leben zu können, doch ein verrätherischer Diener überlieferte ihn dem römischen Prätor, der den ehemaligen Kaiser ermorden ließ.

6. Schluß.

Neunzehn Jahre nach den erglichsten Ereignissen erfuhr auch Consul Dvilius, der den Oberbefehl über die römischen Truppen in Afrika führte, jäh den Schicksalswechsel und sah sich gezwungen, unter den größten Gefahren den Ort zu verlassen, wo seine Macht noch vor einer Spanne Zeit der des Kaisers selber fast gleich gewesen. Allein, ohne andere Waffe als sein Schwert, ohne Zeit gefunden zu haben, seine Brust mit dem Panzer zu bedecken, mußte er sich in Felsklüften vor der Wuth seiner Verfolger verbergen. Bis mitten in der Nacht saß er zusammengekauert in seinem Schlupfwinkel.

Als er endlich die ihn verfolgenden Soldaten in's Lager zurückkehren hörte, wanderte er über Felsen und rauhes Gebirge und setzte seine gefährliche Reise länger als eine Woche fort. Er hoffte, das Meer zu erreichen, mußte aber bald erkennen, daß er die Richtung dahin verfehlt habe. Matt, von Hunger gepeinigt, mit wunden Füßen, erreichte er endlich eine Dase in dieser Wildniß, die inmitten einer Hügelkette lag und durch ihre Abgeschlossenheit vor Ueberfällen römischer Truppen sicher war. Sie bestand aus einem ziemlich großen Gehölz, dessen hundertjährige Bäume in üppigstem Grün prangten. Ein Bach floß unter dem Laubdach dahin und befruchtete weiterhin üppige Wiesen. Am Rande des Baches, im Schatten prächtiger Palmen, die den Sonnenbrand abhielten, stand ein Häuschen, nach morgenländischer Art erbaut, auf dessen Schwelle drei Kinder spielten. Beim Anblick eines Fremden mit wildem Bart und zerrissenem Gewand zeigten sie lebhaften Schrecken und erhoben sich, um zu fliehen. Das Jüngste stolperte und schrie um Hilfe; Dvilius beugte sich nieder, um es aufzuheben und zu beruhigen. Während er den kleinen Knaben im Arm hielt und ihn beschwichtigte, fühlte der Consul plötzlich einen heftigen Schmerz am Arm: eine große grüne Schlange hatte sich vom Halse des Kindes losgeringelt und den Arm des Fremden mit ihren Knoten umstrickt, um ihrem kleinen Herrn beizustehen. Mit emporgerichtetem Kopfe, funkelndem Auge, weit geöffnetem Rachen streckte sie ihre gespaltene Zunge vor und bedrohte Dvilius mit ihrem Biß. In diesem Augenblicke erschien eine Frau auf der Schwelle des Hauses und eilte auf den Flüchtling zu.

„Ich bitte Dich um ein Obdach,“ sagte er.

Die Fremde lächelte und antwortete im reinsten Römisch: „Sei willkommen, Quintus Dvilius, im Hause des Catulus.“

Der Consul erkannte in derjenigen, die zu ihm sprach, das junge Mädchen, welches er einst in Rom auf Severus' Befehl in den Circus geleitet hatte.

Die Jahre hatten wol Leukothea's Schönheit anders gestaltet, aber sie selbst nicht verändert. Das furchtsame, bescheidene Mädchen war Mutter geworden und bot einen Anblick voll Hoheit dar. So wie sie in ihrem einfachen, morgenländischen Gewande vor ihm stand, rief sie dem Quintus Dvilius eine Statue des Phidias in Erinnerung, seine schönste vielleicht: die Statue der Juno.

Leukothea pfiß leise; sofort gab die Schlange ihre feindliche Haltung auf, löste sich vom Arme des Dvilius und

ringelte sich vor die Füße ihrer Herrin, die sich niederbeugte, um sie zu liebkojen.

„Beunruhige Dich nicht, Psylla,“ sagte sie, „ein Freund ist zu uns gekommen.“

Darauf bat sie den Consul, ihr zu folgen und führte ihn in ein Gemach, das wie die Frauengemächer der Römer eingerichtet war. Zwei alte Frauen und vier junge Mädchen saßen hier, spannen Wolle und webten Stoffe.

„Hier siehst Du meine beiden Mütter, Calpurnia und Mamurtia,“ begann Leukothea wieder und zeigte auf die Frauen. „Nach dem traurigen Tode meines Vaters, des Kaisers Marcinus, war mein Gemahl nach Rom gegangen, um seine Mutter Mamurtia hierher zu holen. Ein alter christlicher Priester fand sich zu uns, und so leben wir hier bereits seit achtzehn Jahren, glücklich und fern von den Ereignissen der Welt, den Ewigigen segnend, der uns dieses Glück verliehen. Du bist der erste Fremde, der uns in unserer Abgeschlossenheit aufsucht. Regiert Kaiser Heliogabalus noch in Frieden?“

„Der Kaiser Heliogabalus ist todt, er wurde in Rom ermordet.“

„Todt! Und wer folgte ihm auf den Thron?“

„Severus, der auch vor wenigen Tagen im fernen Mainz umgebracht wurde. Zur Stunde schmückt die Kaiserkrone einen rohen und grausamen Barbaren, der unter den Gothen geboren wurde und Maximinus heißt. Severus hat sich wider meinen Willen meinem stillen und friedlichen Leben entrissen, um mich an die Spitze des afrikanischen Heeres zu stellen; ich blieb ihm treu. Seit acht Tagen irre ich umher und suche einen Ort, wo ich mich vor meinen eigenen Soldaten verbergen kann, die sich gegen mich empört haben.“

„Du bleibst bei uns!“ erwiderte Leukothea. „Nach so vielen Prüfungen hat der Ewige Dich nicht ohne Absicht an diesen Ort des Friedens geführt. Irdischer Größe überdrüssig, sehnsüchtig nach Ruhe, wird Deine Seele die göttliche Reinheit eines Glaubens in sich aufnehmen, der hier auf Erden glücklich macht und im Himmel ewige Seligkeit verleiht.“

Sie sprach noch, als Catulus in Begleitung eines alten Mannes und seiner erstgeborenen Tochter, die etwa sechszehn Jahre zählen mochte, aus dem Gehölze heraustrat und auf das Haus zu schritt.

Sofort eilten ihm vier junge Mädchen und drei kleinere Kinder entgegen, umringten ihn und überhäuften ihn mit Liebkosungen; die beiden Frauen grüßten ihn durch das Fenster und Leukothea reichte ihm die Hand. Die grüne Schlange blieb der allgemeinen Freude nicht fremd und schlang sich vertraulich um Catulus' Hals.

„Wir haben einen Gast,“ sagte Leukothea zu ihrem Gemahl, als die Freude, welche die Rückkehr Catulus' verursacht, sich ein wenig gelegt, „Quintus Dvilius, den wir einst in Rom kannten, bittet uns um ein Asyl.“

„Und wenn Du es ihm erlaubst, wird er Euch nie wieder verlassen,“ fügte Dvilius hinzu. „Bei solchem Glück in Eurer Familie, bei solchem Glück in Eurer Hause, regen sich in mir seltsame Gefühle, die ich nicht erklären kann.“

Catulus streckte Dvilius seine Hand entgegen. Dieser fuhr fort: „Die wenigen Worte Leukothea's scheinen mir eine neue Welt zu öffnen. Was ist das für eine Religion, von der sie mir sprach, welche die Größe der Welt verachten läßt, dem Gewissen Frieden gibt, der Seele Ruhe und Hoffnung auf die ewige Glückseligkeit?“

Catulus wies auf ein Kreuz von Holz, das in der Nähe des Hauses aufgerichtet war.

„Das ist das Symbol der Religion,“ erwiderte er, „deren Geist der heilige Johannes mit den Worten zusammenfaßt: Liebet Euch unter einander! Am Kreuze hat Christus für uns den Tod erlitten und unter diesem Zeichen wird sich das Christenthum über die Welt verbreiten.“

„Mein Freund, Du wirst mich einweihen in diesen Glauben,“ antwortete Dvilius und ließ sich vor Catulus auf die Kniee nieder. „Mein Herz ist gläubig von diesem Momente an und meine Vernunft wird sein Gefühl bald genug bestätigen.“

Hier endet die Geschichte von Leukothea und ihrem Gemahle Catulus.

Fügen wir nun noch hinzu, daß hundert Jahre später, als die Kaiserin Helena Afrika besuchte, man ihr eine christliche Stadt zeigte, die mitten in rauher Felsengegend gegründet war und den Namen Leukothea trug.

Die Stiefeletten der Miß Millicent.*

Ein Genrebild von Helene v. Götzendorff-Grabowski.

„Etwas wünschen und verlangen, etwas hoffen muß das Herz!“ las die reizende Miß Millicent Stratton, auf dem Balkon ihrer eleganten Gartenwohnung sitzend — und dann ließ sie die zierlichen Hände, welche das deutsche Buch hielten, in den Schoß sinken und träumte darüber fort ins Blaue hinein. Sie hatte nichts zu wünschen und zu verlangen.

* Alle Rechte vorbehalten.

Nichts in der weiten Welt. Und zu hoffen? Du lieber Gott, es kam ja Alles ganz von selbst so, wie es gut und angemessen war. So hell und glatt als das Gegenwartsleben, behütet von der Sorgfalt des gütigsten, liebevollsten Vaters, lag auch ihre Zukunft da — die Zukunft an Sir Gideon Graham's Seite! . . . Sie war Gideon so sicher als seines Bildes, welches da, innerhalb des Balkonzimmers, auf dem kleinen, mit hundert niedlichen Kippes bestreuten Schreibtische stand, des guten Jungen, der so schön und vornehm in dem frischfarbigen Reitanzuge aus dem Bronzerahmen blickte und dessen Augen selbst im Bilde einen so zärtlichen Ausdruck trugen! . . . Er hatte sie immer geliebt; ihre Besitzungen grenzten an einander; sie durchspielten, durchdringen gemeinsam die goldene Jugendzeit und wollten nun hand in Hand die Reise durch's Leben fortsetzen. Da gab es nirgends ein „Wenn“ oder ein „Aber.“ — Hier, in dem deutschen Badeorte, wo Sir Gregory Stratton of Strattonhall Befreiung von einem hartnäckigen Kehlkopfleidens erhoffte, lebte es sich ganz hübsch. Die deutschen Officiere hatten einen eleganten, lebenswürdigen Verkehrston und tanzten gut; angenehme Landsleute gab es auch, zum engeren Umgange für die Saison — aber das Leben war dennoch Alles in Allem recht herzlich langweilig, denn: „Etwas wünschen und verlangen — etwas hoffen muß das Herz!“ . . . Diese deutschen Dichter haben sonst alleammt die lästige Eigenthümlichkeit der Kletten — man vermag ihre Reime tagelang nicht aus dem Sinne zu bringen, und das ist fatal,“ sagte Miß Millicent halb unwillig zu sich selbst in dieser schwülen, einsamen Spätmornachmittagsstunde, und gabte ein wenig und blickte zum Himmel empor, zu den herausziehenden, dunkeln Wolken, zu dem fernen Wetterleuchten am Horizonte — und dann herab auf ihre schmalen, über dem Kissen gekreuzten Füße. So zierlich sie waren — sie hätten noch zierlicher sein können! . . . Würde Miß Millicent es jemals dahin bringen, eine ganz passende chausure für diese unvergleichlichen Füße ihr eigen zu nennen? Daß es ihr bisher noch niemals gelungen, war der einzige Verdruß ihres Lebens.

Sie wandte das feine, bronzebraunumlockte Köpfchen, dem die Knabenfrisur sehr keck und zugleich unwiderstehlich lieblich stand, lässig zur Seite. „Phillis!“ Die Gerufene, eine ältliche, sanftblickende Person, erschien zwischen den Portieren des angrenzenden Zimmers.

„Ich will ausgehen, Phillis, und Du sollst mich begleiten. Ich will selbst zu jenem Manne gehen, dessen Adresse Lady Charpenter mir aufgeschrieben.“

„Zu dem Kunstschler, Miß Millicent? In seine Werkstatt?“

„Allerdings. Was ist Staumenswerthes daran? Es wird mich unterhalten, einmal zu sehen, wie es bei dergleichen Leuten aussieht. Uebrigens wünsche ich nicht auf den Mann zu warten; er soll mir gleich an Ort und Stelle Maß nehmen zu einem Leiten, welcher die Schuhmacher zwingt, gewissenhaft in der Ausführung meiner Aufträge zu sein. Ich habe nicht Lust, bis an mein seliges Ende in „Themse-Booten“ durch's Leben zu schiffen.“

„Aber Sir Gregory wird es sicher nicht billigen, Miß Millicent. Und der Regen kann auch jeden Augenblick losbrechen. Es erscheint mir wirklich rathamer —“

„Schweig! Du bist in der That mausfehlisch, Phillis! Als ob es nicht Wagen und Schirme gäbe! . . . Ich will meinen Mantel haben.“

Der Kunstschler nannte sich Peter Schlagetodt, wodurch Miß Millicent beinahe zur Umkehr veranlaßt worden wäre. „D, welch ein schrecklicher, pöbelhafter Name!“ sagte sie, ihr griechisches Käschchen räuspelnd, „und was für eine enge Gasse, Phillis, was für ein kleines, tristes Haus! Aber komm nur, wir wollen tapfer sein. . . Halt! einen Augenblick! Laß mich durch dieses Fenster schauen. Ich glaube, hier haben wir Peter Schlagetodt's Werkstatt.“ Sie richtete sich auf die Fußspitzen empor und blickte neugierig in das niedrige Parterrezimmer. Es war fast dämmerig darin, weil der Himmel von Minute zu Minute dunkler wurde, und vielleicht kam überhaupt nicht viel Sonnenlicht in dieses kleine Hinterhaus. In diesem niedrigen, schmucklosen Raume, dessen einziges Meublement aus einer Hobelbank, dem daneben stehenden hölzernen Schemel, einigen gegen die Wand gelehnten Brettern und einem blühenden Nelkenstod bestand, dessen purpurrothe Blüten sich feht, wie hinaus verlangend, an die Fensterhebe drängten! — Konnte man hier leben? Nicht nur das allein, sondern, wie es schien, auch glücklich sein! . . . Das Antlitz des jungen Arbeiters — war es möglich, daß ein Mann mit solchem schönen, heldenhaften Marschauftritte Peter Schlagetodt hieß? — der inmitten eines Oceans von Holzspähnen an der Hobelbank stand, leuchtete wie unter dem Widerschein einer unsichtbaren Sonne. Der Hobel ruhte in seiner kräftigen Hand; wie aus einem alterthümlichen Kriegsbilde geschnitten stand er in seiner schlachten, blauen, bestäubten Bluse da, so muthig, kraftvoll und selbstbewußt, und seine fröhlichen, braunen Augen trugen einen so freudig glücklichen Ausdruck, daß selbst Miß Millicent's gutgezogenes, ruhiges Herz sich davon bewegt fühlte und rascher zu pochen begann. Dicht neben dem Manne stand ein schlankes, blondhaariges Mädchen; was dasselbe sprach, mußte wol sehr wichtig und interessant für ihn sein, denn er wandte keinen Blick von dem ernsthaften, rothen Munde. Das Fenster war halb geöffnet, Miß Millicent neigte sich demselben noch näher zu. Wie gut, daß es ihr mit dem Erlernen der barbarischen Sprache, in welcher das Werkstattgeheimniß verhandelt wurde, immer so ernst gewesen!

„Es kann noch lange dauern, Liesbeth,“ sagte der junge Arbeiter jetzt, „aber das darf uns nicht schrecken. Sei versichert, ich werde Tag und Nacht arbeiten, gleich Dir, und da wird auch der Tag kommen, wo wir genug gespart haben, um bescheiden anfangen zu können.“

„Er wird kommen!“ antwortete das blonde Mädchen zuversichtlich. „Und ein Glück, das man sich mit eigenen Händen erarbeitete, Hermann, ist anders als jenes, was den Menschen so von ungefähr in den Schoß fällt, wie dem Aschenbrödel die Herrlichkeiten vom Wunderbaume. Wir wollen kein Märchenglück wir wollen eins, was fest steht und sich schmeckt wie selbstgepflückte Erdbeeren. Das ist etwas, was die Reichen nicht haben!“ Ueber das vornehme, ein wenig blaßte Gesichtchen der jugendlichen Lauscherin draußen glitt eine heiße Rötze und sie empfand etwas wie ein plötzliches Wehegefühl auf dem Grunde ihrer Seele. „Das ist etwas, was die Reichen nicht haben!“ . . . Währenddessen ergriff der Mann da drinnen in

der Werkstatt die beiden arbeitsergötheten Hände des Mädchens: „Du sprichst wie ein Prediger, Liesbeth,“ rief er ungestüm, „und schaut aus wie ein Engel! Weiß Gott, ich bin Deiner nicht werth, und —“

„Und drüben kocht mir die Krankensuppe der Frau Meisterin zum Topfe heraus,“ ergänzte die Blonde mit lieblicher Schalkhaftigkeit, aber ohne daß ihr Blick seine Wärme und Innigkeit verlor. „Wir müssen Beide an unsere Arbeit, Hermann!“

„Du solltest weniger gewissenhaft sein in diesen letzten Tagen, Liesbeth. Solltest bedenken, wie bald ich die Stadt verlasse.“

„Auf das Scheiden folgt ein Wiedersehen. Alle meine Gedanken sind der Zukunft, dem Ziele zugewandt, da habe ich kaum Sinn für das Dazwischenliegende. Das ist, wie ich glaube, auch das Rechte in unserer Lage. Leb wol für heut, Hermann! Mache, daß ich drüben in der Krankenküche bald Deine helle Stimme vernehme. Sie tönt allemal wie Verheißung in mein Hantiren hinein.“ Er beugte den dunkeln Vordenkopf nieder und küßte sie. Dann verschwand das Mädchen und der Mann ging mit Hast an die Arbeit. Secundenlang vernahm man nichts als das monotone Geräusch des Hobels, dann klang dazwischen, erst leise und immer lauter, ein Lieblein auf, ein einfaches Volkslied, von ungeschulter jedoch reiner und wollautender Stimme gesungen:

„Morgen muß ich fort von hier,
Und muß Abschied nehmen! . . .“

Mitten darin öffnete Miß Millicent leise die Thür und stand dann vor dem überrascht Aufblickenden wie ein Lichtgeist in dem dunkeln Raume. Dergleichen Gäste sah die Werkstatt des Tischlers für gewöhnlich nicht! . . . „Sind Sie Herr Peter Schlagetodt?“ fragte die schöne Dame mit fremd klingender Aussprache und einem Mundverzieren, als sei ihr unversehens Sand zwischen die Zähne gerathen. „Ich muß Ihnen gestehen, das Aussprechen Ihres Namens wird mir noch die Zunge kosten!“ Auf dem frischen Antlitz des jungen Mannes stritten Bewunderung, Verlegenheit und Lachlust um die Herrschaft; seine Verbeugung fiel ein wenig ungelent aus, als er entgegnete: „Der Meister ist nicht daheim, aber ich vertrete ihn.“

„Das ist mir lieb! Es handelt sich um rasche Anfertigung eines Leittens für Stiefeletten. Sie können nur gleich das Maß nehmen.“ Im matten Lichttrahon der eilig entzündeten, kleinen Wandlampe erschien Miß Millicent dem jungen Arbeiter wahrhaft wie eine Fee. Sie hatte ungenirt auf dem hölzernen Schemel Platz genommen, den Regenmantel zurücksinken lassen und saß nun in dem blaßblauen Sommerkleide, mit ihren goldig schimmernden Haaren und der blendend zarten Gesichtsfarbe so überirdisch lieblich vor ihm, daß dem guten Jungen ein Schauer über den Rücken lief. . . . das ihm hingestreckte Füßchen glich dem einer Puppe! Sollte er es wirklich in seine großen Hände nehmen? . . . Miß Millicent las ihm die Gedanken vom Gesicht. „Ich bin nicht von Glas,“ sagte sie lachend, „nur vorwärts, es wird bald regnen.“

„Es fallen schon die ersten Tropfen,“ ließ sich Phillis vom Fenster her vernehmen. „Wäre es nicht gut, wenn ich einen Wagen für die Heimfahrt aufzutreiben suchte?“

„Das thue, liebe Phillis. Ich erwarte Dich hier.“ Als die alte Dienerin aus dem Gesichtskreise Miß Millicent's verschwunden, nahm das Antlitz derselben einen ernsten, gedankenvollen Ausdruck an.

„Ich möchte mit Ihnen reden,“ sagte sie zu dem vor ihr Knieenden. „Wie heißen Sie?“ Er blickte überrascht auf. „Hermann Lenz.“

„Gottlob! das ist ein guter Name! Ein Name, für welchen es sich etwas zu thun verlohnt. Ich möchte wissen, ob Ihre Arbeit mich so befriedigen wird, als das Lied es gethan, Mr. Lenz. Ist es Liesbeth's Lieblingslied, was Sie vor dem Jagen?“ Er wurde sehr roth und seine ehrlichen braunen Augen erweiterten sich noch um ein Beträchtliches. „Ich weiß etwas mehr von Ihnen, als Sie denken,“ fuhr Miß Millicent Stratton fort, „ich kenne auch die blonde Liesbeth und ihre geheimsten Zukunftsiräume! Das werden Sie sonderbar finden.“ Eigentlich war das plötzliche Erscheinen der Fremden wol etwas sonderbar, aber — im Aufschauen zu dem schönen, gütevollen, jungen Antlitz der Fremden kam ein ganz märchenhaftes Gefühl über Peter Schlagetodt's Gejellen. Warum sollte sie, die so anders war als alle gewöhnlichen Menschenkinder, nicht auch mehr wissen und durchschauen, als jene? . . . Miß Millicent las abermals in seinen Zügen.

„Ich bin durchaus keine Zauberin,“ sagte sie lächelnd. „Dergleichen Wesen brauchen, wie ich glaube, keine Ledersiefele. Ich bin Fräulein Stratton. Werken Sie sich das und blicken Sie nicht so andächtig. Unser Geschäft ist höchst einfach. Ich meine es gut mit dem blonden Mädchen und Ihnen, und habe Lust, Euch Beiden auf den Weg zu helfen.“

Er stand auf; seine Arbeit war beendet. „Das gnädige Fräulein ist sehr gütig,“ sagte er etwas weniger schen, mit einer Nuance von Zutraulichkeit in Blick und Stimme; „womit sollte uns aber zu helfen sein? Die Meisterin ist zu krank, als daß Liesbeth sie verlassen könnte, um eine vortheilhaftere Stelle zu suchen, sie schuldet den Schlagetodt's vielen Dank. Und ich — nun, ich kann eben nicht mehr als arbeiten von früh bis spät. Wir sind aber Beide nicht ungebildig, das heißt, die Liesbeth ist ein Engel, gnädiges Fräulein — und wenn mir das Blut einmal überwallen will, so findet sie allemal das rechte Wort, um mich wieder still zu machen. Ich habe wol so mandmal gewünscht, es geschähe ein Wunder, diese Hobelspäne verwandelten sich in Gold oder dergleichen, wie's in dem Geschichtenbuche, worin die Meisterin und Liesbeth Abends lesen, auf jeder Seite vorommt, aber Liesbeth denkt anders.“ „Wir wollen kein Märchenglück,“ sagt sie. „Wir wollen es uns selbst erarbeiten!“ „Das ist etwas, was die Reichen nicht haben,“ vollendete Miß Millicent Stratton bei sich selbst. Laut sagte sie: „Liesbeth hat Recht, Mr. Lenz. Ihr sollt Euch Euer Glück selbst aufbauen. Aber vielleicht kann ich den Grundstein legen — vielleicht kann ich etwas thun, daß es schneller damit geht. Werdet Ihr das annehmen von mir?“ Sie stand in ihrem lichten Gewande, mit den von einer angenehmen Erregung gerötheten Wangen und wie durch einen feuchten Schleier strahlenden Augen so herzbewegend gut und anmuthig vor dem jungen Arbeiter, daß denselben ein heißes Gefühl von Nahrung überkam. Er vermochte nichts zu erwidern, er ergriff nur eine ihrer Hände und

(Fortsetzung auf Seite 222.)



Der Schwarzwald. Ein Feiertags-Ausflug. Von Rosenthal-Bonin.

Der Schwarzwald hat keine blinkenden Gletscher, keine großen Seen, keine zum Himmel emporragenden, die Wolken durchschneidenden Felswildnisse, ihm fehlen Ströme und große bewegte Städte und dennoch lebt er in der Kunst und in dem Herzen des deutschen Volkes ein stärkeres Leben als die Alpen, als die Schweiz und Tyrol. Woher das wol kommen mag — die Firnen und mächtigen Thäler der Alpen sind heroisch, sie rufen Bewunderung hervor, ihre Erhabenheit erschüttert das Herz, aber für die Dauer sind sie nicht anheimelnd genug — des Menschen Gemüth neigt schließlich stets zum Einfachen, zum Bescheidenen, zum Traulichen. Auch die Kunst kehrt vom Alpenglühen gern zur Abenddämmerung im lieblichen Wiesenthal, wo die Wassermühle rauscht und rosige Wölkchen hoch über tannenbewachsenen Bergen schweben, zurück und weilt hier am längsten — das ist in der menschlichen Natur begründet; und dann kommt noch hinzu die Liebe des deutschen Volkes zum Walde — und das ganze Schwarzwaldgebirge ist so zu sagen ein einziger, ungeheurer, echt deutscher Wald, voll Frieden, Duft und Quellenrauschen. Das hat Maler und Schriftsteller zum Schwarzwald gelockt und den großen Touristenstrom hierher gelenkt, der mit den Erholungsbedürftigen aus den großen Städten floh, um hier zu vergessen, was Staub und Hitze, Lärm und Hasten und Jagen nach Gewinn und lebenverzehrendem Genuß ist. Wer in den Schwarzwald geht, mag wollen oder nicht, er lebt hier eine Idylle; allerdings in Baden-Baden findet er die große Welt, in Wildbad ein internationales Badepublicum, in Herrenalb wird in der Saison mehr Berliner Deutsch als Schwäbisch gesprochen; auf der großen Touristenstraße der Schwarzwaldbahn mit Hausach, Hornberg und Triberg bewegt sich eine vielgestaltige Menge. Zu diesem Theil des Schwarzwaldes will ich jedoch meine verehrte Leserin nicht führen, ich lade sie ein zu einem bisher fast völlig unbekanntem, in neuester Zeit so zu sagen erst entdeckten Gebiet des deutschen Waldgebirges, sich meiner Führung anzuvertrauen, wo man gewissermaßen noch den Ur-Schwarzwald findet mit Menschen, wie in wenigen Dorfgeschichten sie beschrieben. Die Pforte zu diesem Waldparadies ist Freudenstadt, in den Weltverkehr gerückt durch die neueröffnete Eisenbahn von Stuttgart, der schwäbischen Gäubahn.

Pfingsten ließ sich heiß an, die Weinberge um Stuttgart glühten wie im Juli und in der Ferne leuchtete der blaue Duft, der kühlere Lüfte und traulichen Schatten verhielt. Bald sah ich im Coupé und das Dampfroß zog auf blinkenden Schienen den Zug empor über das Häusermeer der Stadt, empor zwischen Rebbergen, Willen und Gärten dem Walde zu, — Tunnel, Wald, ausgedehnte Felder und — die Höhe war erreicht —, nun stieg der Zug mäßig aufwärts durch stilles Land, üppige Wiesen, einsame Wälder bis fern ein dunkelblauer Bergstreifen sich zeigte. Einige Viaducte mit tiefeingeschnittenen Thälern, wo Bäche schnell darin rauschten, kündigten die Nähe des Gebirges an, und vor uns liegt das Ziel unsrer Wanderung Freudenstadt. Aber wo ist der Schwarzwald? — fragt der Fremde, denn vor sich an blumengeschmückte Bergwiesen gelehnt, sieht er ein elegantes, heimliches Hotel, weiter hinten Häuser und Kirchtürme, eine Stadt, und um sich einzelne Waldfläden. Eine Ueberraschung wartet des Wanderers. Er befindet sich 2500 Fuß hoch über dem Meere, er durchschreitet die nahe Stadt in einigen Minuten und vor ihm breitet sich aus ganz plötzlich mit Schlucht und Höhen, der „dicke“ Schwarzwald.

Er beginnt so unmittelbar bei der Stadt, daß das letzte Haus dieser so zu sagen an den Schwarzwald stößt. Der Eindruck, den diese Scenerie auf den überraschten Touristen

Rückseite der Landwirthschaft und dem intim häuslichen Leben gewidmet, was ebenso originell ist, wie es oft komisch wirkt. Die Gebäude des Marktplatzes haben wie in Bologna und Salzburg Bogengänge als untern Stod — alles Lebrige an der Stadt ist spezifisch schwarzwäldisch und die Häuser mit ihren wettergebräunten Balken und Schindeln mahnen sänmtlich an Dorfgeschichten. Hübsche Mädchen mit feinen, fast vornehmen bläulichen Gesichtern und das dunkle Haar in großen herabhängenden Zöpfen geflochten, wandern zierlich durch die Straßen, alte Mütterchen, die dunkle Schwarzwälder Spitzenhaube mit Seiden- oder Goldgrund auf dem Kopfe, stehen vor der Thüre und plaudern, und gebräunte Männer mit Kniehosen und langen Röcken gehen eifrig ihren Geschäften nach — die frische reine Luft, der Tannenbüß, die plätschernden laufenden Brunnen sagen, daß wir uns im Gebirge befinden. Wir lassen unser Gepäck in dem feiner Forellen und feinen Küche wegen alt berühmten Hotel — und sind im Walde, unser nächstes Ziel ist Alpirsbach. Wir lassen den Break vorausfahren und genießen rüstig dahinschreitend alle Lust des Waldes. Stundenlang dehnt er sich aus, unterbrochen von lieblichen Wiesenthälern, worinnen kristallklare Bäche rauschen und malerische Dörferchen und Mühlen sanft eingebuchtet sind. Eine solche Mühle zeigt unser Bildchen. Gewaltige Bergthalen steigen auf tannendunkel und frisch laubgrün — nur fallen darin eigenthümliche Durchhau auf, das sind die Bahnen, auf welchen die Baumstämme von oben herab in die Bäche geschoben werden. Pfeilgeschwind schiefen diese gefällten und roh behauenen Riesen des Waldes von der Höhe. Schnige Schwarzwälder stehen zur Seite der Rinnen und leiten die gleitenden Tannen mit Stangen. Krachend und prasselnd schießt das Holz zu Thal, ein Anblick wild und interessant und intime Blicke in das Waldleben der Bauern, Flößer und Verkäufer gestattend, denn dieser Holzhandel ist der Haupthandelszweig der Schwarzwälder. Die Stämme werden durch sehr sinnreich erdachte Wasserstaunungen hinabgeführt aus diesen engen und tiefen Thälern, selbst von kleinen Bächen, bis zum Rhein, zur Donau,

zum Neckar, und wandern nach Holland, ebenso wie zum Schwarzen Meere. Die stärksten und schönsten werden stolze Schiffsmasten. Wir besteigen unser Wägelchen und rollen die schön gehaltenen Straßen entlang, bald umgibt uns der Hochwald, in welchem domartig die Kiefernäbäume hoch oben sich zusammenschließen, bald rollen wir durch saftig helles Laub und finstere Tannendunkel, vollen geht es an Felsen, Wasserabern, hinab und hinauf. Wir erreichen ein hübsches Dorf. Ein nettes Wirthshaus winkt, wir lassen halten. Hier gibt es einen guten Wein, versichert unser Führer. Wir haben Durst. Ein paar Kinder öffnen eben die Fenster. Es wird parlamentirt — „Wirth und Wirthin sind in der Kirche — es ist Sonntag — und haben den Kellerschlüssel mitgenommen.“ Es gibt also nichts! Zum Glück haben wir noch einige Vorräthe. Wir steigen ab, packen aus, und vor dem Wirthshaus stehend, wird lustig der mitgeführte Imbiß verzehrt. Das ist auch ein Bild von einer Schwarzwalddreise. Wir fahren weiter — nach einiger Zeit begegnen uns die Kirchengänger. Die Männer mit dem breitrandigen schwarzen Schnur-Hut auf dem Kopfe, die rothe Weste voll großer silberner Knöpfe, in blauen Strümpfen und schwarzen Falbkniehosen. Die Frauen in rothen, grünen, blauen Faltenröcken, die fast unter den Armen beginnen, die kurze Taille durch ein schwarzes Nieder zusammengehalten, roth oder grünseidne Tücher um den Hals gebunden und auf dem Kopfe das bekannte Käppchen mit dem oft kostbar goldgestickten „Spiegel“ hinten und vorn das Gesicht umrahmend durch handbreite schwarze Spitzen. Die Haube ist ungemein kleidsam. Die buntesten Farbenzusammenstellungen sind beliebt, bei einem rothen Rock ist stets die Schürze hellgrün, ist der Rock himmelblau, muß die Schürze tiefroth sein. Ein Duzend Confrimandenmädchen sind auch dabei, sie sind in schwarzen Kattun gekleidet, tragen jedoch sänmtlich rosa seidne Brusttücher — die bunte Schaar kommt den Bergweg herab uns entgegen — die Frauen gehen zusammen, die Mädchen mit einander und die Männer für sich. Man gewahrt unter den Frauen feine, edele, kluge Gesichter, eigentlich blühende wenig, denn der Kampf um's Dasein ist in diesen Bergen hart und die Frauen müssen streng arbeiten und, wenn sie nicht im Freien schaffen, sitzen sie in den niedrigen, schlecht gelüfteten Stuben. — Man sieht selten in einem Bauernhause ein Fenster offen, und die verdorbene Luft bei färglicher Nahrung werden wol dazu beitragen, den Schwarzwälderinnen die Blüthe früh zu nehmen. Das Leben der Frauen hier verfließt unglaublich einförmig. Sie helfen den Garten bestellen, sie tragen das Heu von der Wiese, sie verpflegen die Kuh und die Ziege, sie helfen die Holztaue drehen zum Zusammenbinden der Flöße — Sonntags geht es in die Kirche, welche meist weit entfernt ist — nach dem Gottesdienst sitzt gewöhnlich Alt und Jung eine Stunde in einem Wirthshaus, wo man oft die ganze Gemeinde antreffen kann, und trinkt ein Glas Bier und ist eine Salzbrezel, gesprochen wird dabei nur flüsternd — und darauf wandert man nach Haus,

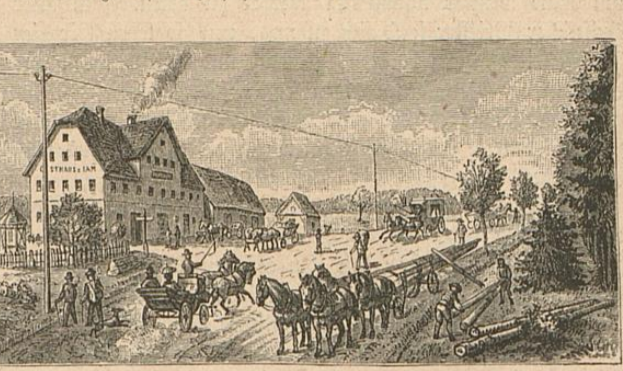


Ehemaliges Kloster Alpirsbach.

um einige Stunden Ruhe zu genießen. So verfließt eine Woche nach der andern, reißt sich Jahreszeit an Jahreszeit. Im Winter verläßt die Frau selten die Stube, sie spinnt, sticht Kleider, sorgt und schafft für den Sommer und geht in die Kirche. Dazwischen schlingt Liebe und Leid, Freude und Trauer ihre Fäden, Geschlechter entstehen, wachsen und vergehen, und was der Vater gethan, thut der Sohn, und wie die Mutter gelebt, lebt die Tochter. Mit Blumen und Blüthen überfüete Bergwiesen, Dörfer in der Tiefe, an Wald sich lehrend, Dörfer auf der Höhe, hie und da auf schroffem Gestein eine Ruine und hinab rollt unser Gefährt nach Alpirsbach. Saubre Häuser, ein alterthümliches Rathhaus und ein großes ehemaliges Kloster, all dies überragt von dunkeln Tannen und hellgrünen Wiesenfeldern, bilden die Physiognomie des berühmten Städtchens. Das Kloster stammt aus dem zwölften Jahrhundert. Einer der Gründer war Graf

Abalbert von Zollern, der erste urkundliche Ahnherr des deutschen kaiserlichen Hauses. Er mit seiner Gemahlin wurde in dem Kloster begraben und über der Gruft erhebt sich eine großartige edel stilisirte altromanische Basilika mit erhöhtem Mittelschiff. Die eigenthümlichen mächtigen Klostergebäulichkeiten sind jetzt in Privatbesitz und hinter den kleinen bäuerlichen Fenstercheiben des gewaltigen uralten Baues sieht man Kindergestalten in rothen Röckchen zwischen kurzen weißen Gardinen und rothen Kissenköckchen sich drängen und die schwarze Spitzenhaube der Hausfrau. In Alpirsbach sind vortreffliche Wirthshäuser; guter Wein, Braten, mit Wachholder geräucherter schwarzwälder Schinken geben einen vortrefflichen Imbiß. Auf dem Bergwege sozusagen sind wir hergekommen, durch den Thalweg kehren wir nach Freudenstadt zurück.

Der nächste Tag war dem Kniebisgebirgsstock und den Sankenbachwasserfällen gewidmet. Ein herrlicher Weg an plaudernden Quellen durch mächtigen Hochwald und duftige Halde führt uns zur Pashöhe hinauf. Die Hochebene mit Gasthaus und stundenweit zerstreuten Gehöften der Gemeinde Kniebis bietet eine wunderbare Aussicht über Berg und Thal hinab bis zur Rheinebene und nach Straßburg. Dieser Berg ist ein wichtiger Kriegspaz. Die Luft auf dieser Hochebene ist wunderbar rein, von hier aus eilen mannigfache Quellen sich zusammenschließend zu den Flüssen Wolf, Rensch, Murg und Kinzig hinab in die Wälder, sänmtliche landschaftlich berühmte Thäler bildend.



Auf der Kniebishöhe.

Wir lassen die Kniebisbäder, deren bekannteste Rippoldsau und Griesbach sind, und wandern hinab in das Tannendickicht; die Landschaft wird großartiger, ernster, die Abhänge schroffer; riesige Felsstücke im Wald, gigantische Felsconlüssen, die sich in das Thal schieben, zeigen an, daß wir uns den Sankenbachfällen nähern. Mannigfaltige guterhaltene Wege weisen auf einen von Touristen besuchten Punkt hin. Noch einen Felskoloß vor uns und die Fälle sind erreicht, unser Bild überhebt uns der Beschreibung. In neuester Zeit sind diese Cascaden gut zugänglich gemacht worden, sie gehören zu den lieblichsten und originellsten deutschen Waldpartien. Nach dem vielstündigen Wandern und Fahren bergauf und bergab, wobei wir ein tüchtiges Stück Schwarzwald in seinen intimsten Reizen und seiner erhebensten Natur gesehen hatten, nahmen uns am Nachmittage wieder die behaglichen Räume des großen Schwarzwald-Hotels in Freudenstadt gastlich auf und wir genossen in angenehmer gewählter Gesellschaft all die Erquickung, welche die sorgsamste Hotel-Cultur dem Touristen bietet. — Ein nicht zu verachtender Moment bei einer derartigen Reise. —

Sankenbach-Wasserfälle.

Sanftenbach-Wasserfälle.



Sanftenbach-Wasserfälle.



Hammermühle im Reinerzauer Thal.

ausübt, ist einzig in seiner Art. Freudenstadt selbst ist ein merkwürdiges Städtchen; aus Salzburg vertriebene Bergleute gründeten es vor 200 Jahren und der Befehl eines Fürsten bestimmte seine Gestalt. Um einen riesenhaften Marktplatz, der für eine Weltstadt zu groß wäre, ist im Viereck die Stadt erbaut, alle Straßen laufen mit den Marktplatzhäusern parallel und werden nur von einer Hauptstraße durchschnitten. Jedes Haus dieser Quadrate hat eine Vorderseite, welche nach einer großen, und eine Hinterseite, die nach einer kleinen Straße hinausgeht, die Vorderseite ist der städtischen Eleganz, die



Dornröschen. Von F. Hiddemann.

fährte sie an seine Lippen, zart und respectsvoll wie ein Cavalier. Dann trat er bescheiden zurück und Miß Millicent hüllte sich in ihren Mantel. „Bringen Sie mir den Leisten selbst, wenn er fertig ist“ sagte sie, „diese Karte enthält meine Adresse. Wir wollen dann weiter über Ihre Zukunft sprechen. Vor der Hand darf Liesbeth von dem Allen noch nichts erfahren.“ — „Es wird mir schwer werden, zu schweigen“ entgegnete er lächelnd, „aber ich verspreche es.“ . . . In diesem Augenblicke erschien Phillis wieder und die glänzende Erleuchtung, welche Peter Schlagetodt's Werkstatt wie ein Mondstrahl erleuchtet, ver schwand leise, wie sie gekommen. Noch während Millicent den kleinen Hof überschritt, begann der Hobel wieder seine Arbeit und dazwischen klang die klare, jetzt wie von heimlichem Jubel bewegte Männerstimme:

Vorwärts mit freudigem Muth,
Lieb' ist mein Panier.

Sir Gregory Stratton hätte seinen Thee beinahe allein einnehmen müssen, das erste Mal seit Menschengedenken! Millicent, sonst die Pünktlichkeit selbst, war heute zur Theestunde nicht heimgekehrt, und als sie jetzt, eilfertig und mit einem sehr reutigen, abtittenden Gesichtchen in das freundliche, hellerleuchtete Speisezimmer trat, bemerkte der aufmerksame Vater, daß der Toilette seiner Tochter all jene kleinen, koketten Einzelheiten fehlten, deren Studium eigentlich ihre hauptsächlichste Tagesbeschäftigung ausmachte und an deren Vorhandensein er sich im Laufe der Zeit zu sehr gewöhnt, um sie nicht zu vermissen. „Du siehst erheitert aus, Mill!“ sagte er erstaunt, „und hast keine Blumen angesteckt. Sonderbar!“ Sie antwortete nicht gleich; es lag ein neuer, halb gedankenvoller, halb glücklicher Ausdruck in ihren für gewöhnlich ein wenig gleichgiltig und kalt blickenden dunkelgrauen Augen, ein Ausdruck, der ihn frapirte. „Armes Ding!“ sagte er, zärtlich ihr braunes Haar glättend, „Du bist wahrscheinlich bei hereinbrechender Dunkelheit eingeschlossen; man hielt mich länger, als ich glaubte, im Club fest und so hast Du wieder einen recht tristen, langweiligen Nachmittag gehabt. Nicht so, mein Liebling? Oder wußte ein spannendes Romankapitel Dich so über alle Gebühr zu fesseln?“

„O Papa — wenn Du wüßtest! . . . Gelebt habe ich ein Romankapitel! . . . Aber laß mich Dir erst Deinen Thee einschenken.“ Der ehrenwerthe Sir Gregory rückte ein wenig beunruhigt auf seinem Stuhle hin und her. „Ich hoffe nicht, Millicent, daß das häufige Alleinsein —“

„Deiner Millicent magst Du immerhin etwas Schlimmes zutragen, Papa!“ fiel sie ernsthaft ein. „Nimm ein wenig Koffbeef, und hier — der Salat soll vorzüglich sein.“

„Ich möchte aber wirklich hören, was Du getrieben, Mill!“ sagte der alte Herr mit einem Versuche, strafend und würdevoll zu blicken.

„Nach dem Thee sollst Du Alles erfahren, Papa. Gönnen mir diese ‚Hentersmahlzeit‘ an Deiner Seite; der Himmel weiß, ob Du mich nach meinem Bekenntniß noch als Deine Tochter anerkennst!“

Millicent Stratton pflegte gewöhnlich einen großen Theil des Tages auf ihrem Balkon zuzubringen, aber in dieser Woche suchten ihre Verehrer das reizende Köpfchen vergeblich hinter dem Grün der Blattpflanzen; ihr Schaukelstuhl stand leer, ein aufgeschlagenes Buch, worin nicht weiter gelesen wurde, lag auf dem Tischchen daneben; es war noch immer der deutsche Dichter, er träumte nun schon acht volle Tage hier unter den Rosen- und Oleanderbäumen. Miß Millicent hatte jetzt nämlich übermäßig viel zu thun. Ihr „Roman“ zählte bereits mehrere Kapitel. Sie trug jetzt ganz passende Stiefeletten, fabelhaft hübsche, zierliche Dinger, und so viel Pläne und Luftschlöffer in dem eigenwilligen Köpfchen, daß dem guten Papa bisweilen ganz wirt von dem Allen wurde. Er hatte es nämlich nicht über sich vermocht, sich von seiner abenteuerlichen Tochter loszusagen und mußte nun, zur Strafe für diese übelangebrachte Weichherzigkeit, Mitarbeiter werden am Roman derselben, obgleich er sich keineswegs für befähigt dazu hielt. „Du hast wirklich Talent für dergleichen, Papa,“ entschied die kleine Tyrannin energisch, „Du bist nur zu bescheiden. Heut wollen wir in die K.-Straße fahren und uns das Häuschen ansehen! Ich habe Mr. Lenz um fünf Uhr dorthin bestellt.“

Peter Schlagetodt's Geselle hatte seine Sache nämlich vortrefflich gemacht. Der Feisten gesell der Miß Stratton so gut als dessen Verfertiger dem alten Sir Gregory bei der feierlichen Vorstellung. Der junge Tischler zeigte eine ruhige Bescheidenheit und beantwortete alle Fragen offen und freimüthig. „Meine Tochter empfindet Theilnahme für Sie und Ihre Braut,“ hatte ihm der Baronet gesagt, „und würde Ihnen gern helfen, Sie selbständig zu machen. Sie bemerkte mir aber zugleich: ‚Sie und ihre Braut nehmen wol eine Hilfe an, aber kein Geschenk. Sie wollen sich Ihr Glück selbst erarbeiten.‘ Das gefällt mir, ich gestehe es — und nun so lieber unterstütze ich meine Tochter in ihren Bestrebungen. Nun mein Vorschlag, junger Mann: Ich brauche eine vollständige neue Speiseaal-Einrichtung und führe die Zeichnung zu den einzelnen Stücken derselben bereits eine geraume Zeit mit mir, ohne noch Jemanden mit der Ausführung betraut zu haben. Es wäre mir lieb, wenn Sie dieselbe übernehmen wollten. Die Beschaffung des Materials muß natürlich auf meine Kosten geschehen. Verpflichten Sie sich nun, die Arbeit genau nach des Künstlers Vorzeichnung auszuführen und die Honorirung derselben ganz meinem Ermessen anheimzustellen, so wären meine Bedingungen erfüllt und wir können das Geschäft als abgeschlossen betrachten.“

Der junge Geselle prüfte die Zeichnungen und erklärte sich bereit, danach zu arbeiten. „Gut,“ entgegnete Sir Gregory, „nun wünsche ich aber auch, daß Sie unverzüglich ans Werk gängen, denn im Februar gedenken wir nach England zurückzukehren. Statt nun diesen Ort zu verlassen, wie es, wenn Miß Millicent mich recht berichtet, Ihre Absicht ist, werden Sie genöthigt sein, in eine Umgestaltung Ihres Lebensplans zu willigen; um Bestellungen wie die meinige auszuführen, müssen Sie selbständig sein. Kein Wort der Entgegnung für jetzt, junger Mann. Meine Tochter wird Ihnen sagen, welche Pläne wir haben, und Sie mögen dann Ihr ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ dazu geben.“

Es war ein Traum für Peter Schlagetodt's Gesellen — er sollte das kleine, freundliche Haus kaufen und seine Liesbeth

als Hausfrau in dasselbe einführen dürfen. Die gütige Miß Stratton hatte an Alles, an Liesbeth's Ausstattung, an die häusliche Einrichtung, ja selbst an eine entsprechende Pflegerin für die trante Tischlerfrau gedacht. Miß Millicent nannte das ihre „Hochzeitsgabe,“ sie durfte nicht zurückgewiesen werden. Das war nun doch ein Märchenglück! Liesbeth mochte sagen, was sie wollte. Lieblichere Wunder begaben sich selbst im Buche der Meisterin nicht.

Einige Monate danach stand der junge Mann in seiner eigenen Werkstatt und hobelte tüchtig darauf los. Seine Lieder klangen immer fröhlicher und heller. Im Innern des Häuschens wirthschaftete sein junges Weib glücklich umher, emsig und rastlos wie eine Biene. — Miß Millicent unterließ es nicht, wöchentlich ein paar Mal ihr liebliches Gesicht bei dem jungen Ehepaar zur Thür hineinzustrecken. Sie stand oft in Gedanken verloren neben Liesbeth in der kleinen Küche und schaute den fleißigen Händen derselben zu oder in der Werkstatt dem unermüdblichen Hobel, und wenn der Abend, wenn der Feierabend — dessen Süßigkeit nur von denen recht begriffen werden kann, die im Schweife ihres Angesichts ihr Brod verdienen müssen — über die dunkle Erde kam, wenn Hermann und Liesbeth sich müde und hungrig, aber sichtlich herzensfroh zu ihrem bescheidenen Nachtmahl setzten, wobei Miß Millicent sie gelegentlich überraschte, da zog wieder und wieder jene räthselhafte Behemuth in ihr Herz und sie gedachte der Worte: „Das ist etwas, was die Reichen nicht haben!“ — Im Großen und Ganzen fühlte sich aber die gute kleine Fee recht reich und zufrieden in ihrem Herzen, wenn sie der frieblichen Heimstätte jener beiden tüchtigen Menschen gedachte und sie sagte: „Es ist Dein Werk! Du hast auch gearbeitet, hast ein ‚Märchenglück‘ zurecht zu zimmern versucht mit dem Handwerkszeuge, was der Himmel Dir verliehen.“ — Unterdessen zog der Winter ein, man bereitete sich zur Heimreise. Gideon's Briefe an seine Verlobte wurden immer sehnüchlicher. Sein Bild schaute unverändert vom Schreibtische auf Millicent herab, sie aber blickte es mit anderen Augen an. Sie sagte sich: „Ein Glück, wie die blonde Liesbeth es hat, wie Hermann Lenz und sein Weib es sich täglich neu erschaffen, neben einander arbeitend, werden wir nie haben! Ciel! Wenn ich ihm, wenn ich meinem guten, schönen Gideon sagte: ‚Erarbeite Dir Deine Zukunft an meiner Seite, erarbeite uns unser Glück! Ein selbstgeschaffenes Glück allein steht fest und schmeckt süß wie selbstgepflückte Erdbeeren!‘ Was er wol antworten würde, der arme Junge?“ Sie lagte und zugleich standen ihr Thränen in den Augen, so daß sein Bild, sein gutes, liebevolles Gesicht, vor denselben in Nebel zerrann. — Das Denken an diesen und immer diesen Punkt machte schließlich, daß auch einmal einer ihrer Briefe einen kleinen Beigeschmack davon erhielt. Sie erzählte darin, mit Handbemerkungen versehen, die kleine Geschichte ihrer Stiefeletten. Sir Gideon antwortete warm und eingehend darauf, aber nicht, wie sie es sich gewünscht und geträumt. Er sagte nicht: Ich wollte, ich wäre ein blaublauer Tischlergeselle und könnte Tische und Schränke und Stiefeletten fabriciren, um Dich zu gewinnen. Er sagte es nicht, weil er eben nicht lügen wollte, und das war ehrenwerth genug. —

Aber jeder fernere Brief brachte ihr ein paar Tropfen in diesem Sinne. Millicent schrieb: „Wenn ich diesen Mann mit heißen Wangen in den Holzstaub-Wolken arbeiten sehe, kommt mir unwillkürlich ein Vergleich mit Dir, theurer Gideon. Wenn Du auch nur für eine Viertelstunde an seine Stelle treten solltest, wenn es eine Arbeit gälte, welche dem Volk angehört, welche vielleicht Deinen weißen Fingern einen dunkeln Fleck bringen oder ihre spitzen Nägel kosten könnte — ich glaube, selbst um den Preis meines Besitzes vollbrächtest Du's nicht!“ — Sir Gideon mußte finden, daß sie Recht hatte, denn er beantwortete diesen Passus nicht. Seine Briefe blieben sich gleich in liebevoller Wärme, aber Millicent empfand dieses „nicht antworten“ wie einen Stachel fort und fort. „Ich habe ihm möglicher Weise wehe gethan!“ sagte sie sich. „Was kann er dafür, in Grahamhouse und nicht in einem Kellerloche, als Arbeiter-Baby geboren zu sein? Und was bin ich selbst anders als eine fashionable ‚Tagebibin‘ dieser Liesbeth Lenz gegenüber, deren Hände eine so harte Haut haben?! Mein armer, lieber Gideon!“

Nun kam der Abschied von dem Häuschen in der K.-Straße, ein rührender, bei welchem die blonde Meistersfrau wahre Ströme von Thränen vergoß und ihr Eheherr unaufhörlich mit dem Holzstaube in seinen Augen zu thun hatte. Sir Gregory versprach, im kommenden Herbst mit seiner Tochter wiederzukehren. Miß Millicent sollte im Sommer heirathen und die schön gearbeitete Speiseaal-Einrichtung mit in ihr neues Heim hinüber nehmen.

„Wir müssen in den ersten Tagen zu Gideon hinüber, Papa,“ sagte Millicent unterwegs. „Ich schrieb ihm unsere Ankunft absichtlich nicht, ich möchte ihn überraschen, weil — nun, es liegt ein kleiner Schatten zwischen uns, ein Unrecht, welches ich beging und gut machen möchte.“ Und so geschah es. Sie ritten an einem schönen, sonnigen Februartmorgen miteinander nach Grahamhouse. Millicent's Herz pochte ungestüm, als sie an der Parkpforte abstiegen und dem schönen, altväterischen Herrenhause zuschritten. — Der alte Diener Sir Gideon's machte ein sehr überraschtes Gesicht beim Anblick der unerwarteten Gäste, ein verlegenes zugleich, wie es der scharfblickenden Millicent erschien, doch verleugnete er seinen Gebieter nicht, sondern gab an, derselbe befände sich im Garten. „So gehe Du unterdessen ins Haus, Papa!“ bat Millicent, „während ich Gideon aufsuche. In wenig Minuten bringe ich ihn Dir.“ Sie nahm die Schleppe ihres Reittkleides auf und durchschritt dann, äußerlich ruhig, aber bebenden Herzens, die lieben, wolbekannten, selbst in ihrer winterlichen, süßen Erinnerungen, wie sie sich ihr hier nahezu bei jedem Schritte aufdrängten. Aber Sir Gideon war nirgends zu sehen. Drüben im südlichen, von Millicent besonders bevorzugten Theile des Gartens sah sie den Gärtner mit dem Umgraben eines Beetes beschäftigt und ging auf ihn zu, in der Absicht, nach seinem Herrn zu fragen. Der Mann grub so eifrig, daß er ihre leichten Schritte überhörte. Der alte, bekannte Gärtner war es übrigens nicht, sondern ein junger, wie es schien noch ungeübter Arbeiter. Millicent trat näher und berührte den Aermel seines dunkeln Rockes mit ihrer Reittpeitsche. Hastig richtete er sich auf und wandte den Kopf — in demselben Augenblicke stieß Miß Millicent einen leisen

Schrei aus, während der junge Gärtner stark erröthete und momentan gleichfalls völlig fassunglos erschien. Der junge Gärtner! Sir Gideon Graham war es, der hier so wenig gentlemanlike, in rauher Arbeitsjacke, mit keineswegs tadellos sauberen Händen den Spaten handhabte, als gälte es, seine Arme aus den Gelenken zu schleudern!

„Aber um aller Heiligen willen, was beginnst Du, Gideon?“ fragte das Mädchen endlich mit noch zitternder Stimme. „Was thust Du in diesem Aufzuge hier?“

„Das solltest Du nicht fragen, Millicent,“ erwiderte er mit wiedergewonnener Fassung. „Du müßtest es verstehen! Ich beklage nur, daß Du mich mitten in der Arbeit fandest, statt das Werk in seiner Vollendung schauen zu können.“ Ueber ihr Gesicht ging eine heiße Röthe. „Lege das Ding zur Seite, das eiserne, Gideon, und komm, so wie Du da bist,“ sagte sie, ihren Arm in den seinigen legend. „Widerstrebe nicht! Mir ist dieser Rock so lieb als ein anderer. Und nun sage, erzähle mir Alles.“ Sie umschloß dabei seine Linke mit ihren beiden Händen. So wanderten sie die winterlichen Wege entlang. „Du weißt, daß jene Zimmer, welche auf den südlichen Theil des Gartens hinausgehen, die Deinigen werden sollen, Millicent,“ sagte Sir Gideon, „und so ging ich daran, diesen Theil, der völlig neu angelegt werden muß, zu bearbeiten. Ich wollte Dir diesen Liebesbeweis geben. Wenn Alles in Blüthe steht, sollst Du hier einziehen, Liebste, und da wollte ich Dir sagen: Blicke hinanz, Millicent, Alles, was Dein Auge von diesen Fenstern aus erschauen kann, ist Deines Gatten eigenes Werk! das Werk seiner Hände! Der Hände, denen die spöttischen Bemerkungen jenes Briefes aus Deutschland galten. Du hast mir wenig zugetraut, Millicent, hast meine Liebe weit unterschätzt; möge der Anblick dieser Blumenbeete, deren Vollendung ich mir nun nicht nehmen lassen werde, Dich stets an diese Stunde erinnern, wenn Du wieder einmal zweifeln möchtest an mir!“

Mit thränenüberflühtem Gesicht stand Millicent Stratton auf dem einsamen Wege still. „Du hast mich sehr gestraft, Gideon,“ sagte sie, „aber zugleich sehr glücklich gemacht. Wie thöricht ich war, Dich neben meinen guten, deutschen Tischlergesellen zu stellen und Deine Bestimmung, Deinen Lebenszweck neben die seinigen, das wird mir in dieser Stunde erst recht klar!“

„Es ist eben nicht die blaue Bluse und arbeitsrauhe Hand, nicht die poetische Dürftigkeit, welche den Menschenwerth ausmacht — das ist Deines kleinen Romans Moral,“ entgegnete er. „Glück verdienen, glücklich sein kann ein Jeder in seiner Sphäre. Pflichterfüllung ist Arbeit — gleichviel welchen Namen sie haben mag. Und jede Arbeit trägt ihren Segen in sich und ist ihres Lohnes werth.“ — Ihre Lippen zitterten und sie antwortete nicht. Sie drückte nur seine Hand fest und fester in den ihren, und so schritten sie still und gedankenvoll dem Hause zu. Auf der steinernen Freitreppe desselben fand Millicent ihre Sprache und Heiterkeit wieder. „Ich war thöricht, nahezu herzlos, Gideon,“ sagte sie, „und verdiene die glückselige Erfahrung dieser letzten Stunde keineswegs. Aber ich möchte das Erlebte doch um Nichts in der Welt wieder hergeben! Du hast für mich gearbeitet, wie Hermann Lenz für seine Liesbeth! Ich bin nun nichts mehr und nichts weniger als sie. Und das Glück, das bewußte Glück, welches in der Erkenntniß meiner Thorheit und Deiner verzeihenden Liebe und Herzensgröße liegt — es steht fest, Du hast es uns erarbeitet!“

Intime Briefe.

VII.

Else an Constanze.

(An einem wunderschönen Maimorgen. Lauter Duft, Sonne und Vogelgezwitscher um mich her.)

Liebste Freundin, heut sind es vier Wochen, seit ich Braut bin. Vier Wochen! Mir vergangen, wie ein einziger glücklicher Frühlingstag! — Ich glaube, Du hast mir seitdem nur wenige Zeilen geschrieben. Du meinstest, jetzt hätte ich doch für nichts Anderes Sinn, als für meinen Bräutigam. Ich will ehrlich sein . . . wirklich, ihm gehörten alle meine Gedanken! Wie wird das erst sein, wenn ich Frau bin? Frau! Frau! Wie sonderbar das klingt. Frau Professor. Ich, die Elsie, eine — Professorin! Ach, Constanze, wenn Du in meiner Seele lesen könntest! — Mir ist so feierlich zu Muth und dabei so übermüthig. Ich möchte mich ins Gras werfen und weinen — dann wieder die ganze Welt umarmen! Manchmal ist's mir, als müßte ich in einen ganz stillen, dunklen, verborgenen Winkel fliehen, dann wieder mücht' ich ein Vogel sein und hoch in den Lüften fliegen — ach! Nun — Du wirst mich verstehen. Du hast das ja auch durchgemacht. Zu beschreiben ist es nicht.

Aber was ich Dir eigentlich mittheilen wollte: denke nur, in sechs Wochen ist schon die Hochzeit. Fritz will es so und hat eine Menge Gründe dafür angeführt. Papa ist damit zufrieden. Ich habe auch nichts dagegen. Jetzt sind wir auf der Wohnungssuche. Fritz bewohnt bis jetzt eine Chambragearnie-Wohnung, drei Treppen hoch. Ein so kluger, gelehrter Professor und so studentenhaft wohnen, ist das nicht drollig? Aber er hat als Student da schon gewohnt und lobt seine Wirthin sehr. Hoffentlich ist sie recht alt und häßlich. Aber was unsere neue Wohnung betrifft, so soll sie so schön als möglich sein! Wir haben schon mehrere gesehen, aber es war mir Alles zu eng und bescheiden. Wozu das? Meine Freundin Theo Boretius hat eine ganze große Etage gemiethet. Außer den nöthigsten Räumen hat sie ein großes, hohes Badezimmer mit Marmoreinrichtung und Oberlicht, zwei Salons (einen für den Gemahl, den anderen für sie), zwei Speisezimmer (eins für große, das andere für kleine Gesellschaften), ein Spielzimmer, ein Rauchkabinett, ein Damenboudoir u. s. w. In dem anderen Flügel liegt neben der Küche (fast wie ein Saal so groß) die Wirthschaftsstube, daneben die Staubkammer, in der nur gebürstet und gereinigt wird. Ach ja die Plättstube häßt' ich fast vergessen. Die ist so elegant eingerichtet, mit weißblau lackirten Möbeln, wie ein kleiner Salon. Dabei ist Theo die Wohnung noch zu klein; sie sprach von der fehlenden Kinderstube und dem Gemach für die Bonne. Nun, das geht mich ja Nichts an, aber im Uebrigen wünschte ich unsere

Wohnung doch auch recht stattlich und vornehm. Meinst Du nicht? Und stilvoll eingerichtet! Alles muß heutzutage stilvoll sein! Ich passe jetzt ordentlich auf, wenn ich zu anderen Leuten komme. Da sah ich neulich ein Speisezimmer, das war antik, daneben ein Herrenzimmer, das war gothisch (es sah fast wie eine Kapelle aus: bunte Glasfenster, tiefdunkle Vorhänge und der Schreibecrater wie ein kleiner Altar), ferner war da ein Herrensalon in italienischer Renaissance und ein Damenzimmer ganz Rococo! auf weißem Grund (alles weiß, auch die Teppiche) bunte, capriciöse Gestalten und verschörkelte Linien, die Möbel klein und geschweift, besetzt mit zierlichen Porzellanfiguren und allerhand zerbrechlichem Krimstrans, die Rahmen der Bilder und Spiegel in Blumenform, alles hell, bunt, pikant und grazios! Was meinst Du, wenn ich mir auch ein derartiges amüßantes kleines Boudoir einrichtete? Papa meint freilich, dergleichen wäre nicht billig. Et, ich denke, von einigen Tausend Mark mehr oder weniger darf man sein Wohlbehagen nicht abhängig machen. Wie? Und wenn uns recht viele Leute besuchen — wie sollen die staunen!

Zu sechs Wochen... Mir ist's wie ein Traum. Sechs lange Wochen! Und was habe ich bis dahin Alles zu thun! Die Wäsche-Ausstattung soll eines unserer ersten hiesigen Geschäfte liefern, über alles Uebrige finden zwischen den Tanten noch die lebhaftesten Debatten statt. Ich werde gar nicht gefragt, d. h. vorläufig. Wenn sie erst einigermaßen mit sich einig sind, dann werde ich mir alle Vorschläge vortragen lassen und huldvoll entscheiden. Hast Du, mein lieber, bewährter Rath, mir einige Promemoria zu übermitteln, so bitte ich sehr darum! Am liebsten hätte ich Dich selbst hier. Kannst Du es nicht möglich machen, schon jetzt zu kommen?

Wir alle grüßen Dich tausendmal! Mein Fritz küßt Dir die Hand. O, er kann sehr galant sein!
Adieu, Trauteste, schreibe bald
Deiner

Else.

Das Arrangement mit den vielen verschiedenen Stilarten in einer Wohnung kommt mir doch, bei näherer Ueberlegung, etwas wunderbarlich vor. Was sagst Du dazu?



Soeben kommen Geschäftsanzeigen, ich lege sie Dir bei. Bitte, rathe mir!
Adieu! Der Wagen wartet zur Costüm- und Confections-Forschungs-Expedition. Fritz fährt mit.

VIII.

Constanze an Else.

Meine geliebte Else!

Umgehend beantworte ich Deine Zeilen, um, wenn möglich, die durch meine Bemerkungen zu nützen. Welche wichtige bedeutungsvolle Sache ist eine solche Begründung unseres eigenen Heims, das uns und unser Liebstes in guten und in trüben Stunden beherbergen soll, das nicht nur den unmittelbarsten Einfluß auf unsere Stimmung ausübt, sondern das auch unser eigenes Wesen widerspiegelt.

Herzlich bitte ich Dich, laß Dich hier am wenigsten von eitlen äußeren Rücksichten lenken, sondern handle vielmehr nach Deinem und Deines Gatten innerstem, durch Natur und Gewohnheit begründeten Bedürfnis. Was kümmert Dich Theo Boretius und ihre große Etage! Die Stellung ihres Mannes erfordert solchen Aufwand. Ein Diplomat hat andere gesellschaftliche Pflichten als ein Universitätsprofessor. Ein Gelehrter, der in ernstesten Studien seinen Beruf findet, was soll der in den weiten luxuriösen Räumen? Ich meine, er müßte sich wie verloren darin vorfinden. Und nun gar Dein Fritz, von dessen Einfachheit Du mir so viel Sympathisches berichtet hast!

Ferner willst Du es so „schön“ und „vornehm“ haben, daß die „Leute staunen“ sollen. Et, ei, Else, bei welcher kindlichen Eitelkeit ertappe ich Dich. Staunen! Die Leute! — Welche Leute dem? Die fremden Menschen, deren Namen Du kaum kennst? Wie gleichgültig sind sie Dir! Und die näheren Bekannten, die sollten weniger staunen, als sich freuen, sich freuen über die Behaglichkeit in der neuen Häuslichkeit der jungen Frau. Nicht eitles Prahlen, nein, freundliche Anmuth herrsche in Deinem Hause! Es ist mir längst aufgefallen, daß die moderne Häuslichkeit — ich spreche eben im Allgemeinen: das malerische Heim, das sich der durch Geist und Bildung ausgezeichnete Künstler oder Dichter zu schaffen versteht, kommt hier nicht in Betracht — so sehr dieser beiden Haupttugenden: der Anmuth und Behaglichkeit entbehrt, daß sie dagegen einen Aufwand an Eleganz zur Schau trägt, als sei ihr Inhaber contractlich verpflichtet, als ein Millionär zu erscheinen. Betrachten wir die neue Häuslichkeit eines soeben vermählten Paares. Der Gatte ist entweder Kaufmann, Beamter, Arzt oder sonst ein gut situirter hoffnungsvoller Staatsbürger; er verfügt über ganz anständige Mittel und die junge Frau hat dereinst eine Erbschaft zu erwarten. Die Verhältnisse sind geordnet, die Aussichten die besten. Eine Wohnung von fünf geräumigen Zimmern u. s. w. eine Treppe hoch in einem herrschaftlichen Hause ist gemiethet. Die junge Frau ist nicht verwöhnt. Sie hat, wie Du, als Tochter eines vielbeschäftigten Hausherrn, inmitten einer großen Geschwisterzahl, trotz der Wohlhabenheit eine gewisse Beschränkung gelernt. Jetzt ist sie Herrin einer eigenen Wohnung. Wie angenehm wird sie diese sich und dem Geliebten einzurichten verstehen! Das schönste Zimmer muß sein Arbeitsgemach werden, das daneben liegende das allgemeine Wohnzimmer, mit dem hübschen blumenumgebenen Arbeitsplatz der Hausfrau, das einsenstrige Erkergemach genügt zu einem lauschigen Salon und das helle, luftige, saalähnliche Zimmer wird zum Schlafen benutzt. Natürlich!

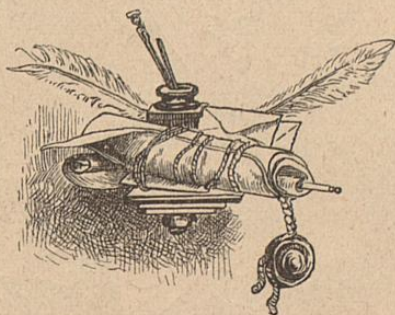
Je mehr Luft und Licht, je besser! Ihr Lieblingsplatz wird am Nähtisch sein, dicht bei der halb offenen Thür, die zu ihrem Manne führt und am Fenster, von dem aus sie ihn gehen und kommen sieht. Die Möbel sind modern und geschmackvoll, aber ohne jede gezeichnete extravagante Eleganz; einige schöne Kunstgegenstände und Gemälde, weiße Gardinen, recht viel Blumen und glückliche Gesichter verbreiten ihren Zauber rings umher... So, denke ich, müßte es sein. Statt dessen, wie treiben es viele junge Neuvermählten? Vorerst beginnt eine Hezjagd nach den verschiedensten Möbelhandlungen und Läden, nebenbei durchreist man Bazare und kunstgewerbliche Ausstellungen, um schnell Geschmack für „stilvolle Zimmereinrichtungen“ zu erhaschen. Dann packt man mit etlichen renommirten Geschäftshäusern, die Alles und Jedes, bis auf die Krüge auf dem Büffet, nach ihrem Ermessen und nach fabrikmäßiger Schablone liefern. Wagenladungen voll Sachen werden angefahren, von denen kein Stück der Hausfrau bekannt ist. All das luxuriöse Möbelzeug wird vom Decorateur placirt. Er ordnet an, er gruppirt, changirt und metamorphosirt die Räume nach modischen Gesetzen und eigenem Gutdünken. Die Hausfrau wagt keinen Einspruch, sie ist ohnehin wie geblendet von all der stilvollen Herrlichkeit. Natürlich wird auch ein kostbares Pianino herbeigeschafft (NB. der Gatte kennt keine Taste und die Gattin verabscheut die Noten, die ihr einen Haupttheil ihrer Jugend raubten), dann folgen Kisten und Kästen voll Geschirr, als zähle die Familie bereits ein Duzend Köpfe, und schließlich transportiren einige robuste Männer ein Riesebüffet die Treppe herauf. Natürlich, in das Speisezimmer gehört ein Büffet! Was sagst Du zu meiner Vermessenheit, daß ich ein solches Extra-Speisezimmer für ein junges einfaches Paar ganz überflüssig erkläre? Ein geräumiger, zierlich gedeckter Eßtisch im Wohnzimmer kommt mir viel gemüthlicher vor. Selbstverständlich wird die Wohnung von den Herren Decorateuren ganz anders eingerichtet, als ich plante. Das hohe saalähnliche Zimmer wird mit „stilvollen“ Möbeln vollgepfropft, über den Thüren und wo es irgend angeht, stehen Majoliken und Krüge aufmarschirt, der Boden wird mit dicken Teppichen belegt, die Fenster werden doppelt und dreifach mit schweren dunklen Draperien verhängt und verfinstert, daß weder Luft noch Licht mehr herein kann; folgt das Speisezimmer mit dem erwähnten Ungethüm, einem Regiment steifer gothischer Sessel und einem übertrieben großen Ausziehtisch, endlich ein enges Arbeitsgemach für den Hausherrn. Der kleinste Raum ist zum Schlafen gerade gut genug. Ich frage Dich, wo bleibt hier der Comfort? Der Gatte, der die meisten Kosten und Mühen auf den Salon verwendet sieht, fühlt sich in seinem minder sorgfältig berücksichtigten, vielleicht ungenügend gelegenen Gemach nicht gemüthlich und die junge Frau hat überhaupt kein Plätzchen, das sie recht eigentlich ihr eigenes nennen könnte. Sie ist bald hier, bald da. Ihr Nähtisch steht in einer so malerisch umhüllten und verhangenen Nische, daß sie keinen Stich sehen kann und ihr Schreibetisch — ein kostbares Boulemöbel mit Metall- und Perlmuttereinlage — steht im Salon und ist derart mit Nippisachen überladen, daß sie sich nur selten und mit Vorsicht daran setzt, um nur nicht Etwas von den theuren Niedlichkeiten umzustößen und zu zerbrechen. Sie geht nur noch in ihr Staatszimmer, wenn sie damit Staat machen will, also wenn „Leute“ kommen, die „staunen“ sollen... im Uebrigen beschränkt sie sich, da ihr die steifen Sessel im Speisezimmer zu unbequem sind, bald auf das Schlafzimmer und die Küche, von wo aus sie mit ihrem arbeitenden Gatten nicht correspondiren kann. Bald langweilt sie sich — sie wird verstimmt — sie überlegt — sie rechnet. Zu spät erkennt sie, daß sie für die Hälfte der Kosten den doppelten Comfort hätte haben können, wenn sie weniger auf die Bewunderung ihrer Besucher als auf das eigene Behagen Rücksicht genommen hätte.

Darum, meine liebe Else, rathe ich Dir, überlaß nicht Alles den Decorateuren. Ihnen bleibe die Ausführung, aber Dir bleibe die Wahl. Besuche mit Deinem Bräutigam die kunstgewerblichen Ausstellungen, die vielgerühmten Möbelausstellungen in der zweiten Etage des Rothen Schlosses (Kunstgewerbehalle) und stell nach eigenem Geschmack Cure Einrichtung zusammen. Und schaffst nicht zu viel auf einmal an! Wozu diese Ueberladung, dieses Brunkeln mit funkelnelgenden Modernitäten? Wie viel lebenswürdiger ist jener im Lauf der Zeit erworbene Reichtum an hunderterteil Dingen, von denen jedes Einzelne durch die Erinnerung uns lieb und werth geworden ist. Bei mir hat jedes Bild, jedes Kissen, ja jedes Stück in meinem Silberschrank seine Geschichte. Dies ist ein Erbstück, jenes ein Geschenk, das da brachte mir mein Gatte am Jahrestag unserer Hochzeit, jenes Andere kauften wir auf unserer ersten Schweizerreise u. s. w. — eine Fülle von beziehungsreichen Andenken!

Noch eine Bitte, Ihr lieben Leuten! Was Ihr an Kostbarkeiten eripart, das verschwendet an Luft, Licht und — Blumen! Verdunkelt nicht Eure Zimmer, haltet nicht die liebe Gottesonne so fern von Euch und sperrt den frischen Dämm von außen so ängstlich ab! Lebensluft, Sonnenlicht und Flora's duftende Kinder seien Euch stete Begleiter; gibt's doch nichts Herrlicheres im großen Haushalt der Mutter Natur.

Lebe wol, meine liebe Else, und wenn es Dir wirklich recht ist, Deine „Moralpredigerin“ früher als unumgänglich nöthig bei der Hand zu haben, so erwarte mich in acht Tagen. Dann schreibe ich aber nicht mehr und — buntes, wechselvolles Da-sein! — mein nächster Brief trifft Dich dann als junge Frau. Glück und Segen mit Dir!

Constanze.



Die Mode.

Ein Postscriptum zur Sommermode.

Es ist in der That so, und Sie Alle, meine verehrten Leserinnen, werden es ihr und mir verzeihen: die Gedanken und Reigungen über die Mode kehren immer noch zurück zum Sommer und seinen Alluren, trotzdem erstere längst dem Wendekreis den Rücken gekehrt hat. Aus Sommer und Herbst baut sie ein wunderliches Quodlibet! Wählen Sie daraus — das Beste.

Zunächst gebietet sie mir, vom letzten Stadium der sommerlichen Gemüthe zu reden, von den Seebädern und den Gebirgsreisen. In den warmen Tagen empfiehlt es sich, um das lästige Unbehagen der gefütterten hohen an-



Fig. 1.

geschlossenen Taillen zu vermeiden, eine Bluse von gelblicher Baßseide, geköpertem Foulard oder bergleichen anzulegen. Dieser Erfaß für die Taille ist namentlich bei größeren Touren unschätzbar; ebenso geltend macht sich die leichte, weiche und schmiegsame Bluse unter einem Paletot, Mantel oder einem Reifemantel. Das hier abgebildete Modell aus dem Magasin von H. Cohn, Berlin, U. d. Linden, ist aus sinesischer Baßseide. Breite violette, mit Kettenstickerei verzierte Seidenstreifen, ein Kragen und Manschetten von gleicher Ausstattung, dazu ein breiter Gürtel vom Garniturstoff und Stickerei, mit hoher Schmalze von Goldbrunze

geschloßen, verleihen ihr ein distinguirtes Ansehen.

Der Bekleidung aus leichten Seidenstoffen wird für die Bade- und Reisesaison mehr und mehr Gewicht beigelegt. Selbst der Begriff der „blendend weißen Wäsche von Leinen“ muß dem mächtigen Wort „Mode“ weichen. Der Contrast ist allerdings auch ein etwas sehr scharfer, wenn ein Hemd von schneeiger Leinwand für eine kurze Zeit einem solchen von schwarzem surah Platz machen muß. Wo aber die Mode und die Hygiene einen festen Pact geschlossen haben, müssen selbst alte uns eingewurzelte Bräuche weichen. Es ist nicht zu leugnen: leinene Wäsche kühlt, baumwollene brüht in heißen Tagen, die Seide dagegen hat weder den einen noch den anderen Fehler, vielmehr ist sie warm bei aller Leichtigkeit, ohne zu belästigen, dünn und schmiegsam und — man ist ja nicht gerade verpflichtet, eine chemise aus schwarzem surah zu tragen. Man kann sie aus Baßseide oder hellem foulard fertigen und mit Valenciennespizze und Fischgrätenstichen von farbiger Seide, selbst mit gestickten Battiststreifen garniren.

Von ähnlichem Seidenstoff hat die Mode leichte bequeme Reifemäntel für unsere Herren erdacht, die noch dadurch an Werth gewinnen, daß sie auf das Minimum ihrer Größe durch Zusammenrollen zurückgeführt und in einem kleinen Beutelchen aufbewahrt werden, welches in der Tasche seinen Platz findet. Letzteres, einem Portemonnaie ähnlich, ist gleichfalls aus Seide gefertigt und mit einem Stahlbügel zum Schließen versehen. Herren wie Damen tragen vielfach zur Reise, zum Schutz gegen die Niederschläge aus dem Dampfshornstein wie gegen Staub und Sonnenstrahlen, Staub- oder Reifemäntel (cache-poussière). Für die Mäntel der Herren wird dazu ein sehr leichter cheviot verwendet, der in Kasitan- oder Havelock-Form bequem und angenehm ist. Unsere haute-volée von Norberney, Dieppe oder Bichy wäلت gern dazu Crêpe-de-Chine, surah oder auch feinen Wollenstoffe, ganz helles Tuch oder Eriocotstoff; bisweilen sogar sieht man englisch Leinen dazu verwenden. Diese Mäntel sind in der Regel durch kleine Pelerinen, eine Reihe schöner Knöpfe und Stickerei, Kragengarnitur oder Hieroglyphenborten gekennzeichnet. Die elegantesten Erscheinungen ihres Genres, namentlich die aus Seidenstoff, weisen Verschönerungen aus Goldblitze und Kettenstickerei aus Goldfäden auf.

Diesen Requisites stehen ebenbürtig zur Seite für den Meeresstrand die großen Sonnenschirme und weiße Filzhüte, „Colombine“ genannt; groß ist auch wirklich alles an den Schirmen: ihr Umfang, ihr Stab, ihre Dessinfiguren, meist große Blumen oder Hieroglyphen. Die Hüte „Colombine“ aus ganz weichem weichen Filz sind in ihrem elementaren Zustande nur mit einer hellen starken Seidenschnur ausgestattet, doch die geschickten Hände der Trägerin sollen der Phantasie Ausdruck geben und sie ebenso geschmackvoll wie kleidsam mit hängendem Schilf, Gräsern, Blüten, Möbenschlingen und bergl. belegen.

Für die Bekleidung der Hände gibt es, neben den bereits häufig erwähnten dichten und durchbrochenen seidenen Handschuhen jeglicher Farbe und Schmelzstickerei, auch für die Reise Handschuhe aus dänischem Leber. Der Sport hat momentan den Handschuh „Derby“ mit angelegter steifer Manschette begünstigt, doch behauptet sich neben ihm der lange glatte Handschuh „Mosquetaire“, welcher faltig geschoben wird. Die Mode der seidenen durchbrochenen Handschuhe vererbt sich

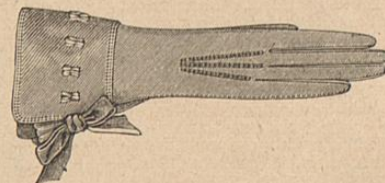


Fig. 2.

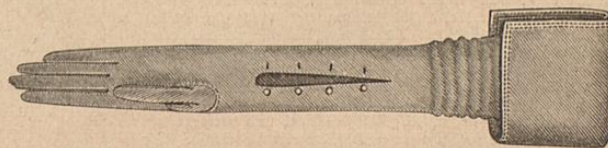


Fig. 3.

übrigens auch auf unsere Kleinsten, die heutzutage in Allem die Copie der lieben schlingeliebten Mama sein wollen. Gar süß erscheinen die kleinen runden Kinderärmchen unter den mattblauen oder crême-farbenen Fiselhandschuhen (mitaines), oder die kleinen Füßchen in den gleichfarbigen durchbrochenen Seidenstrümpfchen, die von zierlichen Spangenschuhen (s. Fig. 4) umschlossen werden, welche das Dessin oder die Stickerei auf dem Fußblatt durchblicken lassen. Junge Mädchen tragen zu diesen hochleganten Strümpfen den, besonders unter den Engländerinnen und Amerikanerinnen sehr beliebten, dem Kinderschuh ähnlichen römischen Schuh, doch ist auch die Chausfure Fig. 5 und 6 sehr en vogue.



Fig. 4.



Fig. 5.



Fig. 6.

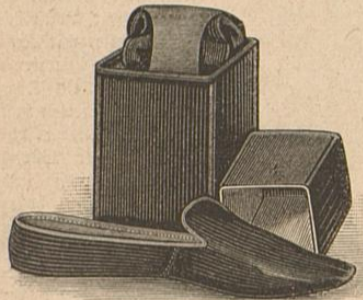


Fig. 7.



Fig. 8.

Zu der Chausfure wollen wir gleich noch ein Paar bequemer, flacher Schuhe hinzurechnen, die bei lang andauernder Reise für das Coupé, vorzugsweise für die Nacht berechnet sind. In einem Etui beherbergt, lassen sie sich bequem in der Reisetasche mit sich führen, selbst in ein Plaid einschmallen. (Zu ziehen bei H. Cohn, Unter den Linden 16.)

Zu den Reise-Accessoires gehört auch eine Badetasche aus Strohgewebe, die zur Aufnahme des Badezeuges bestimmt ist. Ihr zierliches hübsches Format, Lederbügel zur Handhabung, sowie der Raum, den sie bietet für Badeanzug, Kappe, Pantoffeln etc., lassen sie empfehlenswerth erscheinen. (Bezugsquellen: Angion & Schnerzel, Wilhelmstr. Nr. 49.)

Feine Küche. Recepte für die Saison.

Kalbsmilch in Papierkästchen. 4 bis 5 recht große schöne Stücke Kalbsmilch werden gereinigt, blanchirt, jedes in 4 Stücke geschnitten, jedes Stück wird mit zierlichen Speckstücken gepackt, in eine Sautierpfanne, in der man frische Butter zergehen ließ, gelegt, mit Salz und etwas von einer Mischung von gebackten Kräutern, Champignons, etwas Citronenschale bestreut, etwas kräftige Coulis dazu gegeben und weich gekühtet. Von recht starkem Papier machte man genügend große Kästchen, diese bestreicht man mit feinem Del, füllt sie mit Zwiebackkrume aus, legt in jedes Kästchen ein Stück Kalbsmilch, streut etwas Zwiebackkrume darüber, beträufelt sie mit etwas frischer oder Kräuterbutter und mit etwas Madeira, stellt die Kästchen auf ein Badblech, dieses in einen nicht zu heißen Ofen und läßt sie 5 bis 7 Minuten baden, bis sie eine goldbraune Farbe haben.

Krebs-Pudding (Timbale). Das Brustfleisch von 2 alten Hühnern wird entseht und fein gehakt, darauf mit 100 Gramm in Milch geweichter, wieder ausgedrückter, 50 Gramm trockener Semmelkrume, 1 Eßlöffel voll Krebsbutter, 1 Theelöffel voll ganz fein gehackten Kräutern, etwas Muscatnuß, abgeriebener Citronenschale, 6 Eigelben und dem nöthigen Salz, zu einer schwachen Farce gut vermischt; durch ein Haarsieb wird diese in eine Schüssel gefüllt, mit 1/2 Liter Weißdamm, noch 1 Eßlöffel voll Krebsbutter und 8 Eiern gut vermischt, darauf 1/2 Stunde gleichmäßig gerührt. Schon vorher brät man 2 junge Hühner goldgelb, löst das Brustfleisch aus, schneidet dieses sowie 40 Krebschwänze in kleine Würfel — statt der Hühnerbrüste kann man auch 3 Stück blanchirte Kalbsmilch verwenden —, unter die Würfel mischt man den feinsten Schnee von 6 Eiweißen und verrührt dies langsam unter die Krebsfarce, wobei man nochmals nach dem Salze schmeckt. Eine mit einer Röhre in der Mitte versehenen Stützform von Kupfer oder Blech wird mit Krebsbutter ausgefüllt, der Boden wird mit einem genau passenden, ebenfalls mit Krebsbutter bestrichenen Papiere bedeckt und die Masse darauf gefüllt, doch müssen am Rande 2 Cent. frei bleiben. Die Form wird geschlossen, in eine Casserolle mit kochendem Wasser, das aber nur die Hälfte der Formhöhe erreichen darf, gestellt, der Deckel der Casserolle wird mit glühenden Kohlen belegt und der Pudding so 1/2 Stunden gedämpft. Beim Anrichten gestürzt, wird der Pudding mit Fleurons und Krebschwänzen ringsum im Kranze umgeben und folgende Sauce dazu gegeben.

Krebsauce. 4 Eßlöffel voll Krebsbutter, die man nach früherer Vorschrift bereitet, bringt man mit 2 Eßlöffeln voll Mehl, die man darin schwitz und 1/2 Liter halb kräftige Geflügelbrühe, halbweiß Coulis zum Kochen rührt, ist dies eine glatte sämige Sauce, 30 bis 40 in Würfel von 1 Cent. geschnittene Krebschwänze dazu und bringt alles in genaue Verbindung, doch darf die Sauce nun nicht mehr kochen und thut man gut, vor Hinzufügen des Krebsfleisches die Casserolle vom Feuer zu ziehen. Man schmeckt nach dem Salze und fügt nach Geschmack 1 Prise weißen Pfeffer, sowie den Saft einer Citrone hinzu.

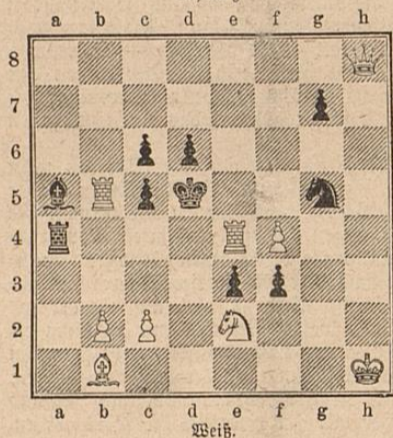
Wildschweinszinner. Den Fleim eines älteren Wildschweines, den man 5 bis 6 Tage an einem kühlen Orte (im Winter 10 bis 12 Tage an der Luft) hängen ließ, muß man, nachdem man die Schwarte löst, noch einige Tage (2 bis 3) in eine Weisse legen, die man aus 2 Theilen Essig, 1 Theile Rothwein, einigen Wachholderbeeren, Lorbeerblättern, Zwiebeln, Kräutern und Gewürz zusammensetzt. Der Rücken eines jungen Thieres kann nach dem Hängen gleich gebraten werden, man wäscht ihn — doch nie darf er längere Zeit im Wasser liegen — löst die Schwarte ab, reibt den Rücken mit dem nöthigen Salze, dem man 2 bis 3 feingestohene Wachholderbeeren und eine Nelke zusetzt, ein und brät ihn in der Pfanne, noch besser am Spieß unter fleißigem Begießen mit brauner Butter, der man später kräftige Fleischbrühe zusetzt, langsam in 2 bis 2 1/2 Stunden gar. Auch 1 Lorbeerblatt, eine Zwiebel und etwas Citronenschale kann man in die Pfanne legen. Beim Anrichten legt man dünne Citronenscheiben auf das Rindgrat und verziert den Braten mit in Salatsauce getauchter Brunntresse. Die Sauce wird mit etwas kaltem Wasser oder Rahm glatt gerührt, durchgeseiht, entfettet und mit etwas Weismehl sämig gemacht.

Baden-Badener Crème. An 400 Gramm Zucker reibt man die Schale von 1 Apfelsine und 2 Citronen ab, legt den Zucker in eine Schüssel, gießt 2 Flaschen Weißwein darüber, fügt 1 Prise Salz, 1 Stück zerschnittene Vanille, den Saft der Citronen und Apfelsine hinzu und deckt dies so lange fest zu, bis der Zucker geschmolzen ist. In einer Casserolle quirt man 30 Eibotter, gibt den durchgeseihten Wein und 6 Eßlöffel voll feinsten Cognac oder Maraschino — auch Kirichgeist — und 50 Gramm in etwas Wein aufgelöste Gelatine dazu, schlägt alles gut durcheinander, stellt die Casserolle dann auf schwaches Feuer, schlägt es zu einem festen Crème, setzt das Schlagen bis zum Erkalten fort, zieht dann den feinsten Schnee der Eiweiße hindurch, füllt die Masse in mit Mandelöl ausgestrichene Formen, stellt diese auf Eis und läßt die Crème vollständig erkalten. Gestürzt garnirt man die Crème geschmackvoll mit Confect. Hat man kein Eis zur Hand, so ist die Ewaise am Tage vorher zu machen. J. E. W.

Wirthschaftsplaundersien.

Die neue Bohnen-, Gurken- und Gemüseschneidemaschine, eine als zweckmäßig erprobte Neuheit, deren wolfeiler Preis (8 Mark) die Anschaffung selbst den kleineren Hausweihen ermöglicht, wird durch die beiden nebenstehenden Abbildungen erläutert. Der Apparat ist ganz aus Eisen gefertigt, von einfacher Construction und Handhabung, sowie von solider Ausführung; er besteht aus zwei Theilen, und zwar der Messerschneibe A, welche mit 3 verstellbaren Schneidmessern a, a, a versehen ist und auf deren Vorderseite sich die zum Drehen bestimmte Kurbel b befindet. Den anderen Theil des Apparats bilden die Lager für Bohnen B und für Gurken, Rüben etc. C, welche mittelst einer Flügel-schraube an der Messerschneibe befestigt sind. Bei der Benutzung wird die Maschine an den Tisch festgeschraubt; sodann steckt man je 2 Bohnen in die Gehäuse B und dreht mittelst der Kurbel die Messerschneibe A, deren Messer schnell und gleichmäßig die Bohnen schneiden. Soll die Maschine zum Schneiden von Gurken, Kohlrüben, Kartoffeln etc. dienen, so stellt man die Vorrichtung zum Bohnenschneiden einfach zurück, indem man sie emporschlägt; man hat dann das halbrunde Lager für Gurken etc. vollständig frei und verfährt nun in gleicher Weise wie beim Bohnenschneiden. Die neue Bohnen-, Gurken- und Gemüseschneidemaschine ist vorrätzig im Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin, SW. Leipzigerstraße 83.

Schach. Aufgabe Nr. 85. Von C. F. Collins. Schwarz.

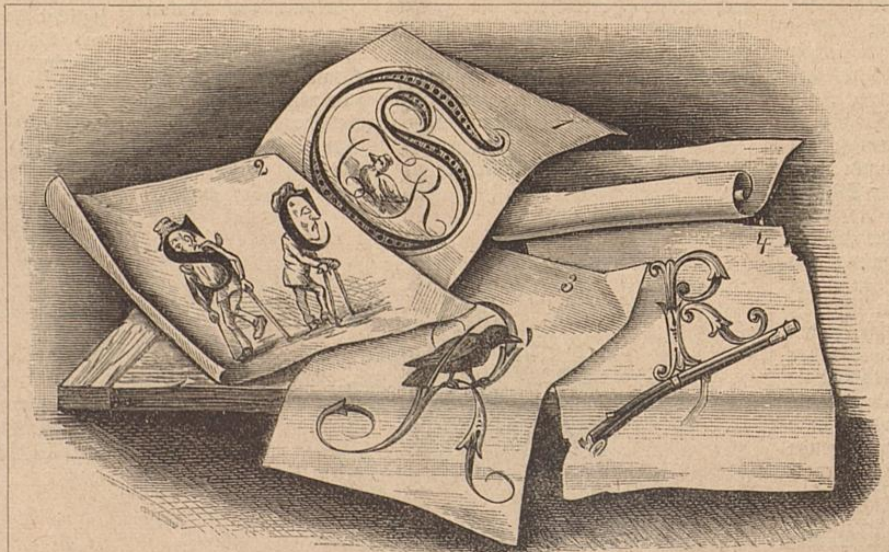


Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Damenspiel-Aufgabe Nr. 10 Seite 192.

- Weiß.
1. e1-f2
2. d2-c3
3. a3-c5 (schlägt D b4)
4. a5-c7 (schlägt D b6) gewinnt.
- Schwarz.
D d4-g1 (schlägt f2)
D h4-b4 (schlägt g3 u. c3)
D g1-b6 (schlägt c5)

Vier Bilderräthsel.



Rösselsprung-Aufgabe Nr. 3.

er	schen	sicht	deckt	be-	mir	Fä-	schö-
A.	mir	birgt	den	Der	Paar	sicht	ins
Zwi-	nicht	ver-	Ge-	ge	sie	ne	cher
zwar	her	Stä-	ver-	cin	vor;	Au-	Das
Weil	cher!	das	Er	was	Au-	ist	Au-
das	li-	chen	ben	her-	ken	Wort	ge
Fä-	das	Flor-	lieb-	ist	ste,	gen	nur
cher	Mäd-	ein	Schön-	Blit-	ein	blüht.	Das

Auflösung des Nebus Seite 208. Manenangriff.

Auflösung des magischen Buchstaben-Quadrats Seite 208.
H I L L E R
A T H E N E
M A R T H A
L I N D A U
E G M O N T
T H A L I A

Schach-Correspondenz.

Herrn B. W. in Prag. Für Nr. 82 ist 1 S b 5 - c 7 richtig. Nach K o 6 - d 6; 2 D h 7 - h 6 + deckt f 7 - f 6 das Schach und hindert das Matt. — Herrn F. v. S. in Schlesien. Nr. 81 richtig. Das beste Sachblatt ist die „Deutsche Schachzeitung“ redigirt von Johannes Minckwitz. Leipzig, Verlag von Zeit & Co. Preis jährlich 10 Mk. — D. Gräfmann in Charlottenburg. Ihre Aufgaben sind zu leicht lösbar und durch Schachbieten im ersten Zuge entsetzt. — Frä. Elsa Braun in B. Die Rösselsprünge werden geprüft werden. Eingefandte Lösungen correct.

Correspondenz.

Verschiedenes. Agathe S., Laibach. Die sehr werthvolle Lehrmittelsammlung der Arbeitslehrerin Frä. Gabriele Hillard wird mit Beginn des künftigen Schuljahres allen Lehrerinnen an Schulen zur Benutzung frei gegeben. — Weidm. 1. Rechtsanwält zu Nordhausen. 2. Wiederaufleben des altklassischen Kunststils im 15. Jahrhundert. 3. Ein besonders inhaltreicher Denkspruch, aber auch der Spruch eines Gerichtshofes. 4. Ausschließlich Schriftsteller, lebt in Freiburg i. Br. 5. Lewald, Döwall. — N. K. Ham. Röder. Zu unbedeutend. — K. Scholze, Leipzig. Wir wollen das Erscheinen des Buches abwarten. — Noza Alber, Budapest. Beide Lösungen sind richtig. — W. F. S., Leipzig. Wir müssen auf Ihr „Verständnis“ verzichten. — Selma Löhner, Ostrowo. Unverwendbar! Wie feltame Anschauungen mögen Sie von den Aufgaben eines Journals, wie der Bazar, haben! — Rittmeister Bista, Görz. Wenden Sie sich an einen Muster von Fach. Unsere Aufgabe liegt auf anderen Gebieten. — Frau Emilie in N.-B. Die Kindertragödie von Gebr. Kochheim in Götting ist ärztlicherseits empfohlen. — E. v. U., Potsdam. Der neue Damenkleiderstoff „Graziella“ aus Kammwolle und Seide ist deutsches Fabrikat und von Herrn D. John in Görlitz zu beziehen. — „Hausfrau“, Guben. Den Plättchenblätter zum Reinigen und Glätten der Plättchensohle erhalten Sie bei Herrn A. Lorenz, Berlin, 67 Lindenstraße. — N. A. N. Nr. 2. Bedarf noch sehr redactioneller Feile, besonders schwach die Motivierung — nous verrons! — Erneste, Brünn. Adressiren Sie Ihre Spende zur Erbauung eines Künstlerhauses in Salzburg an Herrn Dr. Sedlitz, Secretär des Künstlervereins in Salzburg. — Wir berichten, daß der Geburtstag der Marie Rinderman der 9. December 1808 war. — Nöschchen. Das im Wodenbericht auf Seite 192 erwähnte porte-lorgnon ist in echtem Silber für Mk. 7.50 bei Conr. Sauerwald, Berlin, vorrätzig. — Bndt — Vresch. — S. 100. Dantend abgelehnt. — J. S. Vogtland. 1. Solche Institute sind uns nicht bekannt. 2. Wenden Sie sich an Rud. Mosse, Berlin, SW., 48. Jerusalemstr. — N. W. in Br. Senden Sie die Klappelnuster ein und fügen Sie Ihre Honorarforderung bei. — Drei Schwestern in D. Ihre Fragen wird die Direction des Letztheates, Berlin SW., 90. Königsgräberstr. beantworten können. — Langjährige Abonnentin. Erfragen Sie bei der nächstgelegenen Buchhandlung den Namen des Verfassers. — F. W. Böttcher's Depilatorium ist zu haben bei Karig in Berlin. — O. P. in B. Wir bedauern, nicht helfen zu können. — Langjährige Abonnentin in Zell. Einzelne Nummern können Sie durch jede Buchhandlung oder direct von unserer Administration beziehen.

Farbige Kunstblätter für Buntstickerei.

Von diesen im Format des „Bazar“ hergestellten Kunstblättern in Farbendruck erschienen bereits:



- I. Teppich.
Kreuzlich-Stickerei.
II. Tischdecke.
Ital. Renaissance.
Bei Erscheinen dieser Nummer gelangt zur Ausgabe Blatt III:



„Portiere“
nebst Musterbogen.

Preis für Blatt I, II, III. à 1 Mk. = 65 Kr.
5. W. für Abonnenten, 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fl. 5 Kr. 5. W. für Nichtabonnenten — bei directem Bezug durch die Administration SW. Berlin, 4 Enkeplatz.

ILLUSTRIRTE COIFFÜRE

(SEP.-AUSGABE DER DAMENZEITUNG „BAZAR“)

MODENJOURNAL FÜR DAMENPUTZ

PREIS VIERTELJÄHRLICH 3 Mk.

enthält:

- Colorirte Hutbilder Colorirte Hutköpfe
(à 6-7 Modelle). (3/4 Originalgröße).
Colorirte Costümbilder Tableau's mit Hauben,
à 2-3 Figuren. Lingerien etc.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Administration, Berlin SW., 4. Enkeplatz, nehmen Bestellungen jederzeit entgegen.